

Tutzing Blätter

INFORMATIONEN AUS DER EVANGELISCHEN AKADEMIE TUTZING

Glaube macht fröhlich

Vermutlich hat jeder und jede unter uns Bibeltexte, die ihn und sie durchs Leben begleiten. Einzelne Verse und Abschnitte, die wir immer wieder gerne lesen und hören. Die Erzählung vom Finanzminister der äthiopischen Königin gehört zu meinen Lieblingstexten ... Ein Politiker macht sich auf die weite und beschwerliche Reise nach Jerusalem. Eine Pilgerreise. Was er genau unternimmt, wird nicht berichtet. Nur so viel: Er kauft ein Reiseandenken, eine Schriftrolle – das Buch des Propheten Jesaja. Auf der Rückreise begegnet er Philippus, den ein Engel Gottes ihm als Begleiter schickt. Dieser Philippus deutet die Worte des Propheten. Und angerührt von dieser Predigt, lässt sich der Finanzminister taufen und wird Christ.

Was mich an dieser Erzählung so fasziniert, ist weniger das Happyend, über das ich mich gleichwohl freue. Es ist vielmehr dies: Ich sehe in dieser Geschichte eine Herausforderung beschrieben, vor der wir als Kirche auch heute stehen. Wie kann es gelingen, dass Menschen die Botschaft von Jesus Christus für ihr je eigenes Leben als bedeutsam erkennen? Immer wieder ist zu hören, dass die Frage nach dem Sinn des Lebens die Frage nach Gott abgelöst habe. Dem halte ich mit aller Entschiedenheit entgegen, dass die Suche nach Sinn – bleibt man ihr lange genug auf der Spur – zwangsläufig in die Frage nach Gott einmündet.

Wie dieser Finanzminister, so sind viele Zeitgenossen in ihren Lebenskutschen unterwegs. Mag es manche geben, die dabei nur mit sich selbst beschäftigt sind. Ich erlebe allerdings viele, die ihren Ort in dieser Gesellschaft suchen und nach der Rolle fragen, in der sie unverzichtbar sind. Viele sind dabei in eine Lektüre vertieft, die ihnen nichts sagt. Das Leben ist komplex – eine Binsenweisheit. Aber jeder und jede sucht in der Gefahr, überfordert zu werden, in der Unübersichtlichkeit unserer Gesellschaft nach Orientierung. Mag sie sich Risikogesellschaft, Wissensgesellschaft, multikulturelle Gesellschaft, Multioptionsgesellschaft, postindustrielle oder Spaß- und Erlebnisgesellschaft nennen.

In dieser Situation sehnen sich viele nach einem Zeitgenossen, der sie anspricht, gerade, wenn es um Glaubensfragen geht, und der sie fragt: „Verstehst du auch, was du liest?“.

Sie ahnen es längst, dass ich Aspekte dieser Erzählung mit der Tätigkeit in der Evangelischen Akademie Tutzing in Beziehung setzen will. Sie ist offen für alle. Und sie ist öffentlich. Sie nimmt ihren Platz auf dem Marktplatz der Gesellschaft ein. Sie ist zugleich der Welt und der Bibel zugewandt. Sie ist neugierig auf Menschen und ihre Lebenserfahrung. Und sie versucht, die vorfindliche Lebenswirklichkeit mit den Erfahrungen der Menschen, von denen die Bibel berichtet, zu verbinden.

Evangelische Akademien sind *Orte der Begegnung*. Wir brauchen diese Räume personaler Kommunikation. Nur so kann es gelingen, Gesellschaft durch Diskurs zu gestalten. Dabei geht es nicht ohne Medien. Das sehen wir schon in der Erzählung der Apostelgeschichte: Der Politiker liest in einer Schriftrolle. Aber auch im Zeitalter der medialen Kommunikation ist die persönliche Begegnung durch nichts zu ersetzen.

Evangelische Akademien sind *Orte der Entschleunigung*. Wir bieten einen Raum zum Austausch, bei dem nicht nach dreißig Sekunden dem Gesprächspartner ins Wort gefallen wird, weil dieser vermeintlich zu einer ausschweifenden Argumentation ansetzt... Der Austausch, der Streit in Rede und Gegenrede, die Entwicklung einer gemeinsamen Perspektive – dafür muss Zeit sein.

Evangelische Akademien sind *Orte der Bildung*: Sie vermitteln Wissen – Fakten, die man kennen muss. Mehr noch geht es darüber hinaus aber um Orientierung, die sich als Ergebnis aus dem Dialog hoffentlich einstellt. Und es geht darum, dass sich Haltungen entwickeln können. Überzeugungen fallen ja nicht vom Himmel. Sie müssen geprägt werden und entstehen im oft leidenschaftlich geführten Diskurs.

Evangelische Akademien sind *Orte der Begegnung mit dem Glauben* und somit auch missionarisch: Wir vergegenwärtigen die orientierende Kraft des biblischen Menschenbildes, wir verewissern uns des biblischen Auftrags, Welt und Gesellschaft verantwortlich mit zu gestalten. Und wir leben die biblische Botschaft von der Rechtfertigungsbotschaft, dass der Mensch mehr ist als die Summe seiner Leistungen und seine Würde allen menschlichen Zugriffen entzogen bleiben muss ...

Die Begegnung zwischen dem Politiker und Philippus war alles andere als oberflächlich. Sie hat in die Tiefe geführt und zwei Konsequenzen nach sich gezogen. Die eine hatte ich eingangs schon erwähnt: Der Finanzminister ließ sich taufen.

Die andere Folge des Gesprächs heißt am Ende der Erzählung: Er, der Finanzminister, zog seine Straße fröhlich. Eine großartige Perspektive! Sorgenfrei wird der Politiker nicht gelebt haben. Aber er wird im Lichte der Begegnung mit Philippus mit seinen Sorgen fortan anders umgegangen sein.

Das ist die Wirkung des christlichen Glaubens: Er macht fröhlich! Hoffentlich ist das zu spüren. Denn fröhliche Menschen sind die besten Botschafter und Botschafterinnen des Glaubens.

(Predigt von Pfarrer Udo Hahn anlässlich seiner Einführung als Direktor der Evangelischen Akademie Tutzing über Apostelgeschichte 8,26-39.)

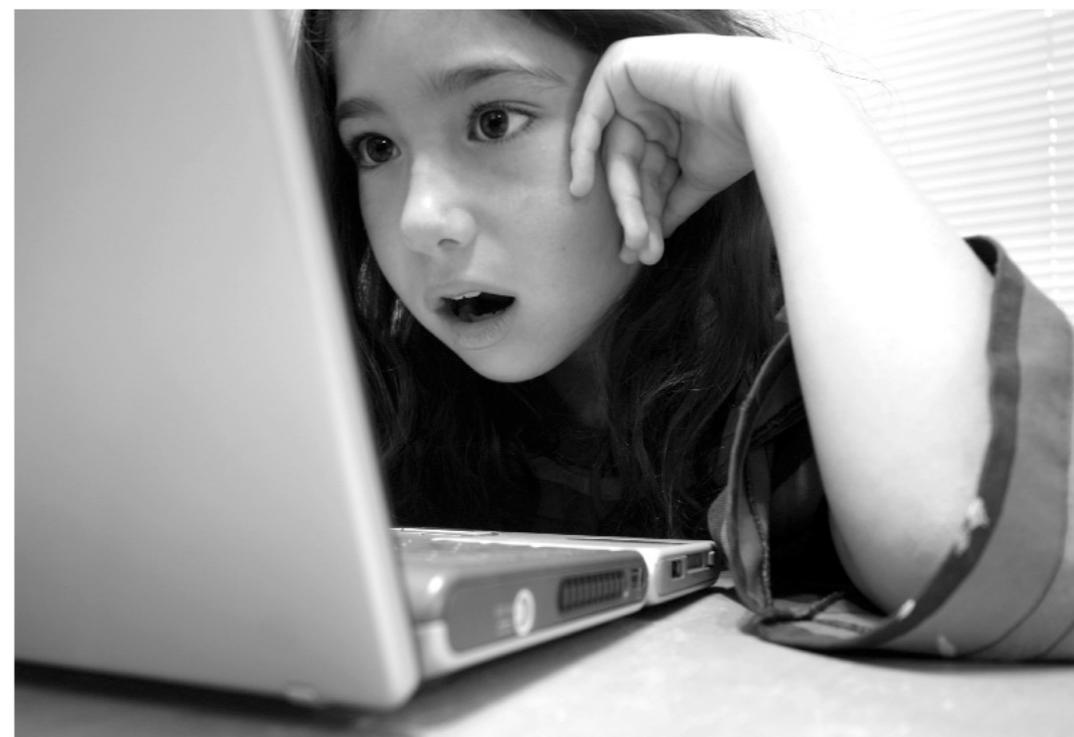


FOTO: ISTOCKPHOTO.COM

IST DER JUGENDMEDIENSCHUTZ AM ENDE?

Der verantwortungsbewusste Umgang mit Fernseher, Internet, Games und Handy muss von Kindern und Jugendlichen erlernt werden. Über das „Wie“ diskutierten Vertreter der Freiwilligen Selbstkontrollen, Juristen und Medienpädagogen auf der Sommertagung des Politischen Clubs.

Mehr darüber in dieser Ausgabe der Tutzinger Blätter



Tagungen

Ist der Jugendmedienschutz am Ende?

Auf der Sommertagung des Politischen Clubs erörterten Vertreter der Freiwilligen Selbstkontrollen sowie Juristen und Medienpädagogik-Experten die Frage, ob die rechtlichen Regelungen des Jugendmedienschutzes in der Praxis ausreichen und auch funktionieren.

Mehr darüber auf

Seite 4



Podiumsdiskussion mit: Ingrid Stapf (Erfurter Netcode e.V.), Constanze Kurz (Sprecherin Chaos Computer Club e.V.), Marcel Huber MdL (Leiter der Bayerischen Staatskanzlei), Günther Beckstein (Leiter des Politischen Clubs) sowie Alvar C. H. Freude (Mitglied der Enquete-Kommission „Internet und digitale Gesellschaft“ des Deutschen Bundestages) und Melanie Engel (Geschäftsstelle „Ein Netz für Kinder“) (v.l.)

Amtseinführung von Udo Hahn

Mit einem Festgottesdienst und Grußworten bekannter Persönlichkeiten wurde Pfarrer Udo Hahn am 9. Juli 2011 in sein Amt als neuer Akademiedirektor eingeführt.

Mehr darüber auf

Seite 9



Pfarrer Udo Hahn, Landesbischof Johannes Friedrich und Oberkirchenrat Detlev Bierbaum (v.l.)

Die Tutzinger Fischerhochzeit

Alle fünf Jahre ist es wieder soweit. Die Evangelische Akademie Tutzing, die im traditionsreichen Tutzinger Schloss residiert, wird zum Schauplatz eines historischen Spektakels - der Fischerhochzeit.

Eindrücke auf

Seite 30



Akademiedirektor Udo Hahn fuhr mit seiner Frau in einer der 15 Festkutschen durch das Dorf und grüßte die Tutzinger Bürgerinnen und Bürger.



Reaktorsicherheit – Restrisiko - Endlagerung

Nach der Reaktorkatastrophe von Fukushima will die Bundesregierung bis 2022 aus der Atomenergie aussteigen. Doch es bleiben viele Fragen offen - zu dem radioaktiven Müll, den Endlagern und den verbleibenden 143 AKWs in Europa.

Mehr darüber auf

Seite 15

Inhaltsübersicht

Ist der Jugendmedienschutz am Ende?

Sommertagung des Politischen Clubs
Christian Pfeiffer: Jugendgewalt, exzessiver Medienkonsum und die Leistungskrise männlicher Jugendlicher
Roland Rosenstock: Wie können Kinder Medienkompetenz erwerben?
Sabine Leutheusser-Schnarrenberger: Der Staat im Internet – rechtliche Möglichkeiten und technische Grenzen

4

Amtseinführung von Akademiedirektor Udo Hahn

Grußworte von:
Johannes Friedrich, Landesbischof der Evang.-Luth. Kirche in Bayern
Günther Beckstein, Ministerpräsident a.D. des Freistaates Bayern
Georg Fahrenschon, Bayerischer Staatsminister der Finanzen
Hans-Joachim König, 1. Vors. Freundeskreis Ev. Akademie Tutzing e.V.
Friedrich Wilhelm Rothenpieler, Stellv. Vorsitzender des Kuratoriums der Evangelischen Akademie Tutzing
Hans Jürgen Luibl, Vorsitzender der AEEB
Joachim L. Beck, Vors. der Evangelischen Akademien in Deutschland e.V.

9

Impressum

14

Fukushima und die Folgen

Reaktorsicherheit – Restrisiko – Endlagerung
Michael Sailer: Restrisiken der Kernenergie
Markus Vogt: Risikomündigkeit und Energiewende.
Gesellschaftliche Kontexte von Verantwortung

15

VERANSTALTUNGSKALENDER

20

Trennung und Scheidung

Isabel Steigemann: Familien in Trennung und Scheidung

21

Handwerk – mit goldenem Boden?

Svenja Flaßpöhler: Begreifen – Denken als Handwerk.
Zwischen Genuss und Burnout

25

„It’s the democracy, stupid!“

Fritz Multrus: „It’s the democracy, stupid!“ Demokratie lernen – Wo? Wie? Wozu?

28

Die Tutzinger Fischerhochzeit

Axel Schwanebeck: Eindrücke einer historischen Aufführung

30

IN EIGENER SACHE

- Direktor Udo Hahn erhielt US-amerikanischen Medienpreis
- Delegation aus Südafrika
- Ulrike Haerendel – die neue stellv. Akademiedirektorin
- Petra Schnabel-Lechner verließ die Akademie
- Wechsel im Direktionsbüro

32

FREUNDESKREIS

- Eveline Kuthe: In und out of Rosenheim
Der Bayerntag des Freundeskreises
- Regine Kalck, Brigitte König:
Die Jahrestagung 2011 des Freundeskreises

34

Andacht

Udo Hahn: Glaube macht fröhlich

36

Editorial

Liebe Leserinnen, liebe Leser,



vor meinem Amtsantritt, bei meiner Einführung und nach den ersten einhundert Tagen im Amt bin ich nach den Zielen meiner Arbeit gefragt worden. Das derzeit wichtigste Ziel ist die Komplettierung des siebenköpfigen Teams der Studienleiterinnen und Studienleiter.

Drei Positionen stehen bzw. standen zur Besetzung an: Die Nachfolge von Dr. Roswitha Terlinden ist inzwischen geregelt. Wir freuen uns, dass Judith Stumpfner zum 1. November das Referat „Kunst, Kultur, Bildungspolitik und Pädagogik“ übernimmt. Das Besetzungsverfahren für das Referat „Medizin- und Bioethik, Spiritual Care und Gesundheitspolitik“ (Nachfolge Pfr. Dr. Christoph Meier) ist bis zum Redaktionsschluss dieser Ausgabe noch nicht abgeschlossen. Und dann hat im Juli Petra Schnabel-Lechner, die Leiterin des „Jungen Forums“, mitgeteilt, dass sie die Akademie verlässt.

Nimmt man die Position des Direktors dazu, dann werden innerhalb eines Jahres vier von acht Positionen neu besetzt sein. Zudem hat der Landeskirchenrat auf meinen Vorschlag Dr. Ulrike Haerendel zur neuen stellvertretenden Leiterin berufen. Und noch eine Veränderung gab es: Die Leitung des Politischen Clubs liegt seit Juni in den Händen von Ministerpräsident a. D. Dr. Günther Beckstein. So viel Veränderung gab es in Tutzing nie. Wie schön, diese Gestaltungsmöglichkeiten zu haben!

Die Evangelische Akademie ist ein solides Unternehmen mit großer Reputation. Deshalb wollen neue Akzentsetzungen sorgfältig überlegt sein – und im Dialog mit der Studienleiterschaft entwickelt werden. So freue ich mich auf diesen Prozess, in den ich viele eigene Überlegungen einbringe.

In den ersten Monaten im neuen Amt bin ich oft gefragt worden, ob ich mich als Schlossherr fühle. Unter dem Gesichtspunkt der Kommunikation scheint mir ein anderes Bild sinnvoller: das eines Kapitäns auf der Brücke, der – versorgt mit Informationen und im Gespräch mit seinen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern – dann den Kurs bestimmt. Schließlich tragen zum Gelingen unserer Arbeit nicht nur profilierte Veranstaltungen bei, sondern auch das Funktionieren unserer Hauswirtschaft unter der Leitung von Lidwina Kurz, umrahmt von der kompetenten Verwaltungsleitung durch Martin Kurz. Nicht zu vergessen das Kuratorium mit Prof. Dr. Gunther Wenz an der Spitze. Aber darüber berichte ich bei anderer Gelegenheit.

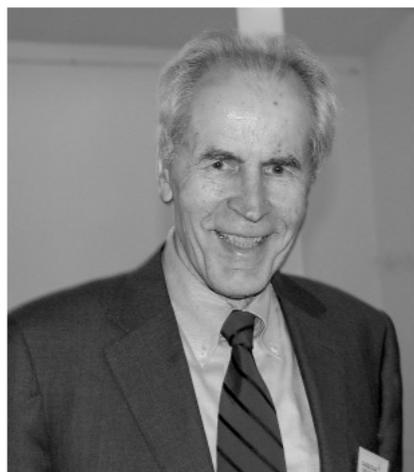
Ihr
Udo Hahn

Sommertagung des Politischen Clubs

Ist der Jugendmedienschutz am Ende?

Der verantwortungsbewusste Umgang mit Fernseher, Internet, Games und Handy muss von Kindern und Jugendlichen erlernt werden. Beim Erwerb dieser Medienkompetenz steht der Jugendmedienschutz Eltern und Jugendlichen zur Seite. Allerdings stellt sich Kritikern die Frage, ob seine rechtlichen Regelungen in der Praxis auch funktionieren.

Die Sommertagung des Politischen Clubs, die erstmals von Ministerpräsident a.D. Günther Beckstein und dem neuen Akademiendirektor Udo Hahn geleitet wurde, suchte eine Antwort auf die Frage, ob der Jugendmedienschutz ein zahloser Tiger ist, da beispielsweise das World Wide Web ohnehin nicht kontrolliert werden kann. Nachfolgend geben wir in Auszügen zentrale Positionen der kontroversen Debatte wider:



Professor Dr. Pfeiffer, Direktor des Kriminologischen Forschungsinstituts Niedersachsen e.V., Hannover

Jugendgewalt, exzessiver Medienkonsum und die Leistungskrise männlicher Jugendlicher

Mein Einstieg in die Thematik ist die öffentliche Debatte zur Jugendgewalt, die durch den brutalen Angriff eines 18-Jährigen in einem Berliner U-Bahn-Bahnhof ausgelöst worden ist. Die Tat hatten wir in der Tagesschau gesehen. In der Woche darauf titelte der SPIEGEL „Mordswut – die unheimliche Eskalation der Jugendgewalt“. Auch viele Talkshows verfahren in den fol-

genden Wochen nach diesem Muster: An die Stelle nüchterner Analyse von Fakten trat das Hinausposaunen der gefühlten Kriminalitätstemperatur.

Die Gewaltbereitschaft Jugendlicher sinkt

Würde es stimmen, dass es heute häufiger zu solchen Gewaltexzessen kommt, müssten insbesondere die polizeilich registrierten Tötungsdelikte Jugendlicher und Heranwachsender zugenommen haben. Aber das Gegenteil ist der Fall. Die Zahl der 14- bis 21-Jährigen, die im Jahr 2010 als Tatverdächtige eines Mordes oder Totschlags erfasst worden sind, hat im Vergleich zu 2009 pro 100.000 der Altersgruppe um 14,1 Prozent abgenommen. Zur insgesamt registrierten Gewaltkriminalität dieser Altersgruppe zeigt sich im Vergleich der beiden Jahre ein Rückgang um 6,5 Prozent. Bezogen auf die Jahre seit 2007 sind es sogar minus 10,7 Prozent.

Noch nie seit der Wiedervereinigung war dieser Rückgang so stark. Damit setzt sich ein Trend fort, der 1997 begonnen hat. Seit diesem Jahr haben die Raubdelikte Jugendlicher und Heranwachsender pro 100.000 der 14- bis 21-Jährigen um 29 Prozent abgenommen.

Die emotionale Wucht der Fernsehbilder

Trotz all dieser positiven Entwicklungen gehen neun von zehn erwachsenen Deutschen davon aus, dass die Jugendgewalt steigt. Die Erklärung hierfür liegt auf der Hand. Die emotionale Wucht der Fernsehbilder von brutalen Gewalttaten junger Menschen beeinflusst die Einschätzungen der Zuschauer stark. Dank der U-Bahn-Überwachungskameras sind solche Gewaltexzesse sichtbarer geworden als je zuvor. Die Bilder gehen uns unter die Haut, bleiben lange in der Erinnerung, lassen Ängste entstehen und Wünsche nach harter Bestrafung. Je mehr die Menschen im Fernsehen Szenen realer oder auch fiktiver Gewalt sehen, umso stärker verschätzen sie sich im Hinblick auf die reale Entwicklung der Gewalt und plädieren dann auch eher für einen härteren Kurs der Gerichte. In unserer Studie zeigt sich etwas sehr deutlich: Der seit Anfang der neunziger Jahre deutlich steigende Anteil der Fernsehzeit, in der reale oder fiktive Gewalt dargestellt wird, hinterlässt Spuren bei den Menschen. Wer aber durch hohen Fernseh-

konsum von der falschen Vorstellung geprägt ist, die Jugendgewalt würde ständig zunehmen, der plädiert dann auch eher für eine Verschärfung des Jugendstrafrechts.

Warum sinkt die Jugendgewalt?

Warum aber stimmt diese Annahme nicht? Die innerfamiliäre Gewalt gegen Kinder und Jugendliche hat seit mindestens zwölf Jahren kontinuierlich abgenommen und damit auch die Neuproduktion von jungen Gewalttätern. Hinzu kommt, dass der letzte Drogenbericht der Bundesregierung über eine deutliche Abnahme des Alkoholkonsums junger Menschen informiert. Ferner hat sich die Bildungsintegration und teilweise auch die soziale Integration von jungen Migranten in vielen Regionen langsam aber stetig verbessert. Ein Beispiel sind hier die jungen Aussiedler, die vor zehn Jahren noch für massive Jugendgewaltprobleme gesorgt haben.

Ferner hat sich die Anzeigebereitschaft der jugendlichen Opfer von Gewalt seit 1998 deutlich erhöht. Wer als potentieller Räuber oder Schläger mitbekommt, dass die Opfer sich von Einschüchterungen nicht mehr davon abhalten lassen, zur Polizei zu gehen, der wird in seinem Tatendrang merklich gedämpft. Unsere Schülerbefragungen haben ferner deutlich gemacht, dass an den Schulen die Kultur des Hinschauens gewachsen ist. Die Lehrerinnen und Lehrer schreiten zunehmend ein, wenn es zu Übergriffen kommt. Auch das hat dazu beigetragen, die Gewaltbereitschaft zu reduzieren.

Medienkonsum als Verstärkungsfaktor der Jugendgewalt

Das Spielen gewalthaltiger Computer- und Videospiele hat sich als kausaler Risikofaktor für langfristig aggressives Verhalten, für aggressive Kognitionen und verminderte Empathiefähigkeit/Desensibilisierung erwiesen. Viele weitere Studien unterschiedlichster Methodik haben die postulierten positiven Zusammenhänge zwischen dem Spielen gewalthaltiger Computer- oder Videospiele und Aggression klar bewiesen (z. B. Anderson et al 2008; Bushman und Huesmann 2006; Möller und Krahé 2009, Wallenius und Punamäki 2008, Carnagey et al 2007, Hopf et al 2008 und Möhle et al 2007).

Die empirischen Befunde weisen demnach auf einen kleinen bis mittleren Zusammenhang zwischen der Nutzung gewalthaltiger Bildschirmmedien und den verschiedensten gewaltbezogenen Variablen hin. Bei Betrachtung dieses Zusammenhangs kann aber keineswegs von einer einfachen monokausalen Verbindung zwischen Gewaltmediennutzung und tatsächlich ausgeübter Gewalt ausgegangen werden. Es handelt sich vielmehr um einen multifaktoriellen Zusammenhang. Danach sind es die erlebte Gewalt im Elternhaus, Persönlichkeitsmerkmale, Medienkonsum sowie ein delinquenter Freundeskreis und männliches Geschlecht, die insgesamt in einem komplexen Zusammenspiel mit wechselseitiger Beeinflussung eine Erklärung für gewalttätiges Verhalten liefern.

Folglich: Man wird nicht dadurch zum Amokläufer, dass man regelmäßig brutale Computerspiele konsumiert. Die ohnmächtige Wut, die solche Täter prägt, hat ihre Quelle im realen Leben. Sie töten, weil sich bei ihnen im Laufe der Zeit Hass auf

Menschen aufgestaut hat, die sie verantwortlich dafür machen, dass sie ihr Leben nicht in den Griff bekommen haben, dass sie sozial isoliert sind, als Verlierer dastehen und einmal zum Ausgleich der Supermächtigen sein möchten, der als Herr über Leben und Tod die Panik in den Augen derer genießt, die er mit der Waffe bedroht. Und trotzdem gibt es hier zum Spielen brutaler virtueller Kampfszenen einen Zusammenhang. Wer aufgrund vieler anderer Belastungsfaktoren gefährdet ist, ein Gewalttäter zu werden, der verliert seine letzten Hemmungen, seine Aggression in Handeln umzusetzen, eben auch dadurch, dass er vorher die Gewalt virtuell geübt hat.



Professor Dr. Roland Rosenstock, Lehrstuhl für Praktische Theologie, Religions- und Medienpädagogik an der Universität Greifswald

Wie können Kinder Medienkompetenz erwerben?

Die heutige Lebenswelt der Kinder und Jugendlichen ist eine Medienwelt. Ob zuhause, in der Schule oder in der Freizeit: Medien spielen eine (all-)tägliche Rolle in den Kinderzimmern und sind omnipräsent geworden. Sich rasant entwickelnde Medientechnologien, gepaart mit neuen Medienformaten und neuen sozialen Räumen haben bei zunehmender Ökonomisierung und Kommerzialisierung dazu geführt, dass moderne Medien zu einer ambivalenten Sozialisationsinstanz geworden sind. Gehen die Medien einerseits mit Potenzialen des Lernens und der Unterhaltung einher, so wächst vor allem durch die Neuen Medien die Gefahr der Begegnung mit pornografischen oder gewalthaltigen Inhalten. Um Kinder zu schützen, aber auch ihr Selbstbewusstsein im Umgang mit den Medien zu fördern, ist eine Regulierung durch den Jugendmedienschutz notwendig.

Da aufgrund der politischen Entscheidungsprozesse die jüngste Jugendmedienschutz-Gesetzesinitiative auf Bundesebene nachhaltig gescheitert ist, kommt der medienpädagogi-

schen Arbeit in den Bundesländern eine zentrale Bedeutung für die Präventionsarbeit zu. Medienkompetenzförderung sollte dabei von den Landesregierungen als politisches Steuerungsinstrument ernst genommen werden, da gegenwärtig nicht weniger als eine epochale Veränderung von Bildungs-, Kommunikations- und Demokratiekulturen zu beobachten ist. Die Rahmenvereinbarungen zur Medienkompetenzentwicklung für das Bundesland Mecklenburg-Vorpommern werden im Folgenden beispielhaft vorgestellt, da sich aus dem politischen Prozess heraus Handlungsmodelle entwickelt haben, die nach der Wahl im September 2011 zu einer zukunftsfähigen Schul- und Bildungskultur führen können.

Medienkompetenzentwicklung in Mecklenburg-Vorpommern

Im Sinne der Kommission für Bildungsplanung und Forschungsförderung (BLK) setzte sich das Land Mecklenburg-Vorpommern bereits 1996 für einen Rahmenplan zur Medienerziehung ein. Dieser stellte einen ersten Versuch dar, die Medienerziehung in den Schul- und Unterrichtsablauf mit dem Ziel zu integrieren, „die Befähigung zum sachgerechten, kritischen, sozial verantwortlichen, produktiven und kreativen Umgang mit den Medien und deren Botschaften“ zu fördern.

In einer Kooperationsvereinbarung vom 28. Juni 2007 wurden erstmals zehn Richtlinien vereinbart, die als politisches Steuerungsinstrument bezeichnet werden können und als Grundlagen für alle weiteren Entwicklungen in Mecklenburg-Vorpommern dienen:

1. Schaffung von Kompetenznetzwerken

Die Rahmenvereinbarung geht auf die Notwendigkeit der Bildung von Netzwerken ein. Ziel der Kompetenznetzwerke ist die Vernetzung der unterschiedlichen Institutionen, Schulen, Vereine und sonstigen Partner, um Synergieeffekte zu erreichen und Unterstützersysteme aufbauen zu können.

2. Kooperation Schulversuch

Der Schulversuch besitzt eine herausragende Bedeutung für die Umsetzung der Rahmenvereinbarung, indem er die Medienerziehung in den Schulen modellhaft umsetzt. Durch den zunächst auf drei Jahre angelegten Schulversuch sollten Kinder und Jugendliche befähigt werden, Medien zu verstehen, sich kritisch mit ihnen auseinanderzusetzen, sie aber auch selbst kreativ zu gestalten und zu produzieren.

3. Gemeinsame Nutzung von Produktions- und Ausstrahlungstechnik

Technische Fähigkeiten als einen Teil der Medienkompetenz zu fördern, bedarf der richtigen Technik. Um dies allen Bürgern und Bürgerinnen im Land zu ermöglichen, kann zum Beispiel auf die Medienzentren, die Offenen Kanäle oder die Schulen zurückgegriffen werden.

4. Landesweite Veranstaltungen zu schulischer Medienbildung

Landesweite Veranstaltungen, Fort- und Weiterbildungen bieten die Möglichkeiten, über die eigene Region hinaus den fruchtbaren Austausch untereinander zu pflegen und so auch neue Konzepte und Partner in diesem Bereich kennen zu lernen.

5. Medienkompetenzpreis

Um zur Medienkompetenzförderung zu motivieren, bedarf es einer besonderen Auszeichnung und öffentlicher Veranstaltungen. Die Partizipierenden erhalten so den Eindruck, dass ihre Arbeit in einem angemessenen Rahmen gewürdigt und für wertvoll befunden wird. Um eine derartige Wertschätzung geht es bei dem landesweiten Medienkompetenzpreis.

6. Beratung und Fortbildung in der schulischen und außerschulischen Medienarbeit

In Punkt sechs der Rahmenvereinbarung wird die Fortbildung über den schulischen Bereich hinaus aufgegriffen. Hier werden neben Multiplikatoren die Erzieher und Erzieherinnen in den Krippen und Kitas des Landes ebenso wie Jugendleiter und Jugendleiterinnen in den Jugendclubs und Jugendhäusern angesprochen.

7. Ländliche Medienarbeit

In Mecklenburg-Vorpommern als klassischem Flächenland erlangt die ländliche Medienarbeit besondere Relevanz, da hier die Anbindung an medienpädagogische oder außerschulische Institutionen besonders schwierig ist. Zur Förderung der Medienkompetenz wird die mobile Medienarbeit durch die Medientrecker wichtig.

8. Demokratische Kultur und Offene Kanäle

Die Offenen Kanäle als Einrichtung der Bürgermedien ermöglichen allen Bürgern des Landes kostenfreien Zugang zur Produktion

und Sendung von Hörfunk- und Fernsehbeiträgen. Damit fördern diese Einrichtungen besonders die demokratische Partizipation und die Förderung kultureller Vielfalt im Sinne der Medienkompetenz.

9. Berufsfrühorientierung

Im neunten Punkt wendet sich die Rahmenvereinbarung an die Jugendlichen und jungen Erwachsenen, die vor der Berufswahl stehen und der Orientierung auch zu Berufen in den Medien bedürfen. Relevant in den Bestrebungen zur Berufsfrühorientierung werden vor allem Praktika sowie Veranstaltungen wie der bundesweite „Girls' Day“.

10. Kinder- und Jugendmedienschutz

Der Medienwandel durch die Medienkonvergenz, neue Medientechnik, -nutzungsweisen und -formate wirft im Zusammenhang mit dem steigenden Gebrauch Neuer Medien schon in der Kindheit Fragen nach Sicherheit und Verantwortung im globalen Netz für Kinder und Jugendliche auf. Hier gilt es, die Eltern, Lehrer sowie Kinder und Jugendliche selbst stärker für das Thema des Kinder- und Jugendmedienschutzes zu sensibilisieren.

Die von der Landesmedienanstalt Mecklenburg-Vorpommern (MMV) in Auftrag gegebene und von der Universität Greifswald durchgeführte Begutachtung dieser Richtlinien setzt sich mit der konkreten Umsetzung der Vereinbarung auseinander.

Die wissenschaftliche Untersuchung kam zu dem Ergebnis, dass sich die am 28. Juni 2007 geschlossene „Vereinbarung zur Förderung der Medienkompetenz“ als medienpolitisches Steuerungsinstrument bewährt hat. Im Anschluss an die Auswertung der Untersuchung wurden Empfehlungen für eine notwendige Weiterentwicklung der Vereinbarung ausgesprochen. Aufgrund des demographischen Wandels in Mecklenburg-Vorpommern und der Medienentwicklung in Europa gewinnt danach neben der frühkindlichen Förderung auch die Erwachsenen- bzw. Elternbildung und die Medienkompetenzförderung für ältere Menschen immer stärker an Bedeutung. Daher sollten in die künftigen Überlegungen eine generationsübergreifende Perspektive einbezogen und die Herausforderungen der Medienkonvergenz und der Kompetenzen im Blick auf die Nutzung sozialer Netzwerke mit Bezug auf den Kinder- und Jugendmedienschutz behandelt werden.



Sabine Leutheusser-Schnarrenberger, Bundesministerin der Justiz

Der Staat im Internet – Rechtliche Möglichkeiten und technische Grenzen

Der Staatsvertrag zum Jugendmedienschutz befindet sich derzeit in der Diskussion. Man hat sich nicht verständigen können aufgrund vieler Fragen, die auch für die Bundesregierung eine wichtige Rolle spielen, u. a. die Frage nach der Begrenztheit der Möglichkeiten des nationalen Gesetzgebers. Wir fragen: Welche Möglichkeiten stehen dem Staat überhaupt noch zu? Will man überhaupt, dass der Staat regulierend eingreift? Wie bewertet man die Veränderungen durch die digitale Information und Kommunikation?

Jugendgefährdende Inhalte löschen

Wie geht man mit verbotenen Inhalten im Netz um? Kinderpornografische Abbildungen sind strafbar, Aufstachelung zum Rassenhass ist strafbar, das Abbilden und Verwenden von verfassungswidrigen Kennzeichen ist nicht erlaubt. Wir haben Strafgesetze, und die machen auch vor dem Internet nicht Halt.

Wir haben uns in Deutschland für den Weg des Löschens entschieden, zusammen mit dem Bundeskriminalamt, mit allen anderen Stellen zum Jugendschutz, wie Jugend-

schutz.net, mit den Beschwerdestellen und mit den Selbstverwaltungsinitiativen der Anbieter. Die Erfahrungen seit Oktober letzten Jahres zeigen, dass kinderpornografische Darstellungen bereits nach wenigen Tagen erfolgreich gelöscht werden. Bei Providern, die ihren Sitz z. B. auf den Südseeinseln haben, sind spätestens nach vier Wochen 99 Prozent aller Inhalte gelöscht.

Fragen des Urheberrechts klären

Wir müssen uns selbstverständlich auch auf europäischer Ebene mit Fragen des Urheberrechtsschutzes, des Jugendschutzes und der Verfolgung von Kinderpornografie befassen. Gerade in dieser Woche hat sich das Europäische Parlament nach intensiven Beratungen entschieden, den Mitgliedstaaten keine verpflichtende Vorgabe für die Wege zu machen, die dabei eingeschlagen werden können. Für den Weg des Löschens müssen wir in Deutschland keine europäische Korrektur mehr befürchten, und das ist ein großer Erfolg.

Jugendschutz ist auch Datenschutz

Wir müssen uns bei sozialen Netzwerken fragen, wie weit der Gesetzgeber hier Vorgaben machen kann. Die Frage, wie Daten rückholbar sind, ist für den Nutzer sehr wichtig. Er muss entscheiden können, auf welche Weise er seine Kommunikation eingrenzt. Doch selbst bei studiVZ und schülerVZ lässt sich Transparenz nicht in vollem Umfang gewährleisten. Bei Facebook wird es für die Nutzer noch schwieriger, z. B. die Löschung von eingestellten Fotos oder eines ganzen Nutzerkontos zu erreichen. Ich sehe hier weniger den Gesetzgeber als die Anbieter in der Pflicht. Es muss gewährleistet werden, dass beim Aufgeben des Accounts und Ausscheiden aus einem sozialen Netzwerk die Daten auf dem Anbieter-Server gelöscht sind. Andernfalls sehe ich den Gesetzgeber in der Pflicht, eine rechtliche Regelung zu treffen, die dann aber natürlich nur wieder für Unternehmen mit Sitz in Deutschland gelten kann.

Kein öffentlicher Voyeurismus

Es gibt viele Aktivisten, die propagieren: Das Netz kommt eigentlich ohne jede Regulierung aus. Wenn es zu wirklich kritikwürdigen Fehlentwicklungen wie der Mobbingplattform iShareGossip kommt, dann könne man ja als

Nutzer oder als Betreiber selbst versuchen, hier Adressen der Verantwortlichen preiszugeben. Oder denken Sie an die RTL-Sendung „Tatort Internet“, wo versucht wird, Teile der Aufgaben, die sonst Strafverfolgungsbehörden haben, zu übernehmen und eine Stimmung zu erzeugen, die zu einer Art Vorverurteilung führt. Ich glaube, wir müssen sehr aufpassen, dass es nicht zum öffentlichen Voyeurismus und zu einer Prangerwirkung kommt. Wir alle wissen, dass wir Selbstjustiz und Vorverurteilungen auf keinen Fall haben wollen. Wir haben eine andere Kultur. Versuche des selbst organisierten Jugendschutzes sind in meinen Augen nicht der richtige Weg.

PostPrivacy – der Wegfall der Privatsphäre

Befinden wir uns aber nicht in einem neuen Zeitalter der „PostPrivacy“, also einem Raum, in dem es eine Privatsphäre nicht mehr gibt? Gibt es etwas schöneres, als alles von jedem wissen zu können und sich aus der selbstverordneten Isolation der Privatsphäre heraus begeben zu können? Ich halte diese Selbstentblößung in keinem Fall für eine Bereicherung. „PostPrivacy“ ist keine Form von Befreiung. Denn je mehr Daten man von sich preisgibt, umso größer ist das Interesse – natürlich seitens des Staates, aber auch gerade von den Privaten – diese Informationen zu haben, daraus Profile zu bilden und die Person entsprechend mit ganz gezielten Angeboten zu versorgen oder um einen Halter abgleich bei Geschwindigkeitsbegrenzungen mit Facebook-Profilen vorzunehmen.

Die Nutzerinnen und Nutzer müssen wissen, was sie tun. Und so lange es sich nicht um verbotene Inhalte handelt, ist es grundsätzlich nicht die Aufgabe des Gesetzgebers, sie vor sich selbst zu schützen. Wir haben lediglich die Aufgabe diesen Prozess mitzusteuern, damit die Bürger mit Medienkompetenz und Selbstverantwortung agieren können.

Stiftung Datenschutz

Wir haben uns als Bundesregierung vorgenommen, eine Stiftung zu gründen, die sich schwerpunktmäßig mit Datenschutz – und das umfasst den Persönlichkeitsschutz im Netz – befassen soll. Sie wird neben den Aufgaben, Zertifikate für die Einhaltung von Datenschutz-Standards für Anbieter zu vergeben, auch die Aufgabe der verbesserten Vermittlung von Medienkompetenz haben. Der

SOMMERTAGUNG DES POLITISCHEN CLUBS



Die beiden Neuen

„Wir sind die beiden Neuen“ – mit diesen Worten begrüßte der neue Akademiedirektor *Udo Hahn* die Gäste der Sommertagung des Politischen Clubs, die sich in der Zeit vom 24. bis 26. Juni 2011 dem Thema des Jugendmedienschutzes zuwandte. Der eine Neue, das ist der Theologe und Publizist *Udo Hahn*, der aus Hannover an den Starnberger See gezogen ist und seit dem 1. Juni dieses Jahres die Evangelische Akademie Tutzing leitet. Und der andere Neue, das ist kein Geringerer als der ehemalige bayerische Ministerpräsident *Dr. Günther Beckstein*, der fortan den Politischen Club der Akademie leitet. Allen politisch Interessierten und natürlich auch den Tutzinger Bürgerinnen und Bürgern versprach *Beckstein* „spannende Themen und interessante Menschen“ zu präsentieren. Das Kreisen um den heißen Brei sei seine Sache nicht, betonte der Christsoziale und ergänzte: „Das überlasse ich gerne den Talkshows.“ Und wenn sich die Gemüter einmal zu sehr erhitzen sollten, weiß *Beckstein* Abhilfe: „Dann hat jeder die Möglichkeit, sich im Starnberger See wieder abzukühlen.“ Dabei lächelte er verschmitzt. Wir alle dürfen also gespannt sein, mit welchen Themen und Personen „die beiden Neuen“ uns überraschen werden. A.S.

Umgang mit dem Internet, und zwar auf altersgerechte Art und Weise, ist eine gute Ergänzung zu den sonstigen Bemühungen in der Netzpolitik.

Bewertungsplattformen im Internet

Eine Bundesgerichtshofentscheidung, die sich mit der Internetplattform „spickmich.de“ befasst, ist Ihnen vielleicht noch in Erinnerung. Das ist eine Lehrerbewertungsplattform, gegen die eine Lehrerin geklagt hatte. Der Bundesgerichtshof hat letztendlich unter bestimmten Voraussetzungen solche Bewertungsplattformen für zulässig erachtet und zwischen dem Persönlichkeitsrechtsschutz von Betroffenen auf der einen Seite und der Meinungsfreiheit derjenigen, die sich daran beteiligen, abgewogen. Das heißt: Am Ende ist der einzelne Fall zu betrachten. Zu fragen ist daher, ob in jedem einzelnen Posting ein ernstzunehmender, wenn vielleicht auch nicht für den Betroffenen jublierender, Beitrag und eine entsprechende Bewertung vorgenommen wurde oder ob wir uns in dem Bereich des ehrverletzenden Mobbings und der Beleidigung bewegen. Das ist nach materiellem Strafrecht nicht erlaubt und dieser Wertungsmaßstab ist entsprechend an solche Internetplattformen anzulegen.

Voreinstellungen in sozialen Netzwerken

Die Verantwortung darüber, ob Suchmaschinen Facebook-Einträge indizieren dürfen, ist dem Einzelnen überlassen. Deshalb ist die Frage, wie bewusst der Einzelne seine Einwilligung erklärt, von großer Bedeutung. Konnte er sich über die Verwendung seines Fotos Gedanken machen, als er seinen Account anlegte? Damit sind wir bei einem ganz entscheidenden Punkt hinsichtlich der Voreinstellungen auf Datenschutz und Persönlichkeitssphäre. Restriktive Voreinstellungen in sozialen Netzwerken wären eine gute Grundlage für einen besseren Schutz der Privatsphäre und für einen besseren Datenschutz. Der Nutzer muss sich jetzt aktiv mit den Einstellungen befassen, denn er bekommt die Informationen, für wen welche personenbezogenen Angaben von ihm sichtbar gemacht werden. Grundsätzlich sind dann seine Daten z. B. für schülerVZ nicht über Google oder über andere externe Suchmaschinen zu finden.

Soll es striktere Vorgaben für Voreinstellungen an die jeweiligen Anbieter mit dem Ziel geben, mehr Privatsphärenschutz und Datenschutz und Persönlichkeitsschutz des Einzelnen zu bekommen? Es liegt ein Gesetzent-

wurf des Bundesrates vor, der eine entsprechende Regelung in das Telemediengesetz aufnehmen möchte, die mehr Datenschutz gewähren soll. Ich glaube, man muss in Ruhe das „für und wider“ dieses Vorschlags abwägen.

Den rechtlichen Rahmen anpassen

Wenn wir nur meinen, mit ein bisschen Sortieren in unserem Gesetzesinstrumentenkasten könnten wir den richtigen Rahmen für ein dann sicheres Internet und für saubere Inhalte schaffen und hätten damit alle Probleme gelöst, dann ist das eindeutig zu kurz gegriffen. Vielmehr sind die Instrumente der Selbstregulierung, die im Jugendmedienschutz greifen und die wir auch außerhalb des Jugendschutzes und des Jugendmedienschutzes kennen, weiterhin unverzichtbar. Sie sind weiterzuentwickeln. Selbstverantwortung und Medienkompetenz sind zu stärken und der Gesetzgeber ist in der Verantwortung die rechtlichen Rahmenbedingungen vernünftig anzupassen. In diesem Spektrum bewegen sich auch der Bundesgesetzgeber und die Bundesregierung. ■

Die Vorträge der Sommertagung des Politischen Clubs erscheinen demnächst als epd-Dokumentation, die über die Akademie bezogen werden kann.

Amtseinführung von Akademiedirektor Udo Hahn

Impulse liefern – über das Tagesgeschäft hinaus

Mit einem Festgottesdienst und einem anschließenden Empfang wurde Pfarrer Udo Hahn am 9. Juli 2011 von Landesbischof Johannes Friedrich und Oberkirchenrat Detlev Bierbaum in sein Amt als neuer Direktor der Evangelischen Akademie Tutzing eingeführt. Aus den Predigten und Grußworten nachfolgend einige Auszüge.

Landesbischof Dr. Johannes Friedrich

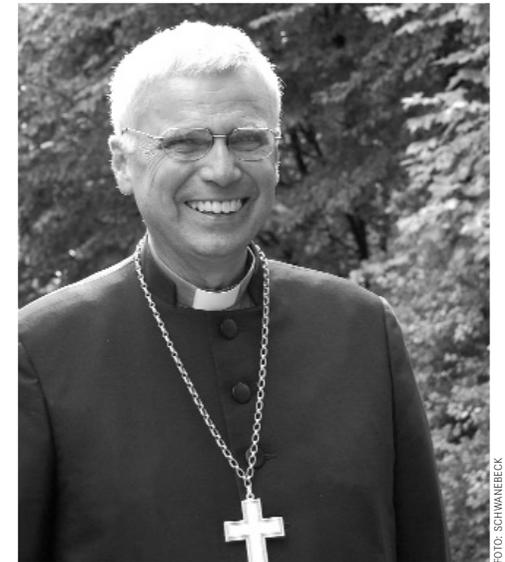
Liebe Gemeinde, liebe Frau Rüdiger-Hahn, lieber Bruder Hahn!

Weltoffenheit, Toleranz, öffentlicher Diskurs – und das alles in evangelischer Verantwortung, so könnte man das Profil der Evangelischen Akademie Tutzing umschreiben. Die Evangelische Akademie Tutzing steht für große Namen aus Kunst und Kultur, hier treffen sich Menschen aus Politik und Gesellschaft. Hier sind schon manche politischen Konzepte entstanden, die schließlich zum Wegweiser wurden, insbesondere für die damaligen deutsch-deutschen Beziehungen. Der Gedanke vom „Wandel durch Annäherung“ wurde in Tutzing geboren. Dass dies ausgerechnet hier geschah, ist nun eigentlich kein Wunder, verleitet doch schon die Anlage in traumhaft schöner Landschaft den Geist geradezu zu Höhenflügen und tief sinnigen Gesprächen. Wenn nicht der See im Sommer lockt, den Körper abzukühlen.

Doch bevor nun der Eindruck entsteht, lieber Bruder Hahn, Sie seien hier, um Urlaub zu machen oder müssten gar etwas dafür bezahlen, dass Sie hier sein dürfen, anstatt ein Gehalt zu beziehen, will ich diesen Eindruck doch sogleich verwischen: Wir führen Sie heute ein als Akademiedirektor der Evangelischen Akademie Tutzing, der auch zugleich verantwortlich ist für den Bereich Theologie, Politik und Medien.

Natürlich durchzieht die Theologie wie ein roter Faden die Arbeit der Akademie – geht es doch in aller Arbeit und Reflexion um die christliche Perspektive in ihrer evangelischen Ausprägung. Und wie sollte diese anders gewonnen werden, als durch sauberes theologisches Denken und Nachdenken, auch und gerade dort, wo es eben nicht im Programm sichtbar wird. Und ich bin dankbar, dass dies in Tutzing tatsächlich der Fall ist und ganz sicher unter Ihrer Ägide weiterhin der Fall bleiben wird.

Weil eine evangelische Akademie eines deutlichen theologischen Profils bedarf, bedarf es auch ebensolcher Theologen. Ich bin sehr froh, lieber Bruder Hahn, dass wir in Ihnen einen solchen gefunden haben. Sie haben in den vergangenen Jahren durch Ihre publizistische Arbeit evangelischem Denken



in der Öffentlichkeit eine Stimme verliehen. Evangelische Presse- und Öffentlichkeitsarbeit, in der Sie viele Erfahrungen in den unterschiedlichsten Feldern gesammelt haben, bringen es mit sich, theologische Inhalte auf ihren politischen Gehalt und politische Fragen auf ihre theologischen Implikationen hin zu überprüfen und auch zu pointieren.

In ganz anderer Weise – aber in der Sache ähnlich – gehören Theologie und Politik in der Evangelischen Erwachsenenbildung überhaupt und in der Evangelischen Akademie Tutzing im Besonderen zusammen. Aktuelle politische Debatten aufzunehmen und in unterschiedlicher Hinsicht zu beleuchten, ist dabei das Eine, sozusagen das Tagesgeschäft. Wenn es darüber hinaus gelingt, politische Akzente so zu setzen, dass Impulse weit über das Tagesgeschehen hinaus wirksam werden, gehört dies zu den Sternstunden einer Akademie und des eigenen Schaffens.

Es bedarf offener Augen, geschulter Ohren und eines wachen Sinnes, wie sicher auch eines gewissen Instinkts, Themen zu setzen, die richtigen Menschen einzuladen und ins Gespräch

zu bringen, Veranstaltungen und Fragestellungen so zuzuspitzen, dass neben dem Allgemeinen auch das Besondere zum Tragen kommt und eben auch – von Zeit zu Zeit – eine große politische, theologisch verantwortete, Idee geboren wird.

Müssten Sie, lieber Bruder *Hahn*, diese Aufgabe alleine schultern, wäre dies – salopp gesprochen – eine schlichte Überforderung. Doch zum Glück arbeiten Sie mit einem ausgezeichneten, erfahrenen Team, das in den kommenden Monaten auch wieder vollständig besetzt sein wird. Dies ist eine große Chance – und je mehr von den Diskussionen, die Sie untereinander führen, auch in Veranstaltungen und Tagungen einfließen, desto besser.

Ein Thema, das unsere Gesellschaft sicher über Jahre hinaus beschäftigen wird, ist die völlig veränderte Medienlandschaft und ein neuer Umgang mit Medien überhaupt. Dies gilt insbesondere für junge Menschen, die für die Akademie zu gewinnen Ihnen sehr am Herzen liegt, aber – in unterschiedlicher Weise – für uns alle.

Dieser veränderte Umgang mit Medien birgt große Chancen, wir können unglaublich leicht über Länder und Kontinente hinweg miteinander Kontakte knüpfen und pflegen. Nachrichten können sich in Augenblicken verbreiten. Politisches Engagement ist nicht mehr auf eine möglichst flächendeckende Plakatierung angewiesen, sondern funktioniert über soziale Netzwerke. Wo Licht ist, fällt auch Schatten, so sind die neuen Medien auch nicht ohne Gefahren: Wo Nachrichten immer kürzer werden, immer oberflächlicher und oft genug zur Information verkommen, wenig Zeit und Geld für gründliche Recherchen aufgewandt werden, steht letztlich die Demokratie selbst auf dem Prüfstand. Hier einen deutlichen Schwerpunkt zu setzen, wie Sie es ja bereits in Ihrer ersten Tagung getan haben, ist das Gebot der Stunde. Und ich bin mir sicher, dass es Ihnen, aufgrund Ihrer beeindruckenden Erfahrungen im Medienbereich geradezu ein Leichtes sein wird, hier Impulse zu setzen, die für die öffentliche Debatte von Belang sein werden.

Eine Fülle von Aufgaben, die Sie, lieber Bruder *Hahn*, gerne als Herausforderung annehmen wollen und gestalten werden. Zum Glück – ich habe es bereits erwähnt – nicht alleine. Sie haben einen großen Reichtum durch alle, die mit ihnen arbeiten: Die Studienleiterinnen und -leiter, aber auch die Menschen, die sich in geradezu vorbildlicher Weise um das Haus, den Garten und in großer Freundlichkeit um die Gäste küm-

mern, ganz zu schweigen von der großen Effizienz, die einen reibungslosen Verlauf von Tagungen erst möglich macht. Das sind wunderbare Voraussetzungen für eine gute Arbeit. Und nicht zu vergessen Ihre Frau, die keine Einwendungen dagegen erhoben hat, mit Ihnen nach Tutzing zu gehen und die – wie ich Sie kenne – an Ihrer Seite auch eine interessante und engagierte Gastgeberin sein wird, von der inneren Stärkung ganz abgesehen, die sie Ihnen gibt.

Ich möchte Ihnen beiden den Monatspruch für den Monat Juli mitgeben, der auch noch einmal Erinnerungen an eine andere, evangelische Veranstaltung weckt: den Deutschen Evangelischen Kirchentag in Dresden. Der Monatsspruch lautet: „Wo dein Schatz ist, da ist auch dein Herz.“ (Mt 6,21) Sich immer wieder auf das Wesentliche konzentrieren, dazu ermuntert uns dieser Vers aus dem Matthäusevangelium. Von Zeit zu Zeit innehalten, merken, wo das eigene Herz schlägt. Schätze entdecken und aus dem Schatz des Glaubens leben. Das ist mein Wunsch für Sie, lieber Bruder *Hahn* und auch für Sie, liebe Frau *Rüdiger-Hahn*. Alles Gute, eine glückliche Hand und Gottes Segen. Amen.

Ministerpräsident a. D. Dr. Günther Beckstein

Sehr geehrter Herr Landesbischof Dr. Friedrich, sehr geehrter Herr Bierbaum, verehrte Gäste, vor allem aber: Lieber Herr Hahn!

Wir sind vor zwei Wochen schon einmal zusammen hier gewesen. Und zwar bei der Sommertagung des Politischen Clubs zum Jugendmedienschutz, bei der Sie mich als neuen Leiter des Politischen Clubs vorgestellt haben. Das Wetter war schlecht an diesem Wochenende. Aber die Stimmung und das Diskussionsniveau waren ausgezeichnet. Ich kannte Sie zwar vorher schon von der EKD. Aber spätestens bei dieser Sommertagung ist mir klar geworden, wie gut, nein: wie hervorragend die Frage der Nachfolge von Herrn Dr. *Greiner* gelöst worden ist.

Besonders haben mich Ihre Andacht und Ihre Gottesdienstpredigt am Samstag und Sonntag der Sommertagung beeindruckt. Mit großer Sensibilität, als Citoyen wie als Theologe, haben Sie dabei eine wunderbare Brücke zwischen der Politik und den Grundwerten der Bibel geschlagen. Für mich war das ein schöner und sehr anregender Ein-



FOTO: SCHWANEBECK

stieg in den Tag.

Sie sind einer, der auch in der hitzigsten Diskussion einen klaren Kopf behält. Der sich auf das Grundsätzliche konzentriert und sich durch noch so viel Aufgeregtheit nicht davon abbringen lässt. Das Erfahren und Erkennen, gerade auch in Verbindung mit Glaubensinhalten, ist Ihnen wichtig – und nicht das Rechthaben und das Ideologisieren. Und Sie sind jemand, der integriert. Der Menschen zusammenbringt, die eigentlich wie Feuer und Wasser sind.

Das klare Denken auf der Grundlage unseres evangelischen Glaubens und unserer Wertüberzeugungen, die demokratische Toleranz, das Sich-Einmischen und die Suche nach dem Besten für den Menschen und für die Welt: Das sind die Markenzeichen der Evangelischen Akademien in Deutschland. Und das sind im Besonderen die Markenzeichen der Evangelischen Akademie Tutzing.

Dass Sie diese Glaubens- und Geisteshaltung so sehr verkörpern, macht sie so geeignet für dieses Amt. Ich gratuliere Ihnen noch einmal herzlich dazu.

Meine Damen und Herren, lieber Herr Hahn, das Sich-Einmischen war lange Zeit nicht gerade eine Stärke des Protestantismus. Mit der zivilisatorischen Katastrophe des Zweiten Weltkriegs änderte sich das. Die Evangelischen Akademien und zuvorderst die Tutzinger Akademie wurden zu wichtigen Orten und Horten der politischen Debatte. Einig waren sich die Gründerväter in dem Ziel, mit ihren religiösen Wertüberzeugungen die eben erst errungene Demokratie zu festigen.

Das war auch theologisch konsequent: Die Demokratie ist die einzige Staatsform der Welt, die der Würde des Menschen oberste Priorität zuspricht. Und gerade in diesem Grundsatz spiegelt sich unser Glaube an die Ebenbildlichkeit des Menschen mit Gott wider. Es lag und es liegt also auf der Hand: Die Kirche muss für Demokratie sein, wenn sie ihr Menschenbild glaubhaft vertreten will.

Die Evangelische Akademie Tutzing ist der erfolgreichste Ausdruck dieser kirchlichen Pflicht. Ihre Tagungen, Kolloquien und Seminare genießen einen hervorragenden Ruf weit über die Grenzen Bayerns hinaus. Ihr Jahresempfang gehört zu den wichtigsten Ereignissen im Freistaat. Konrad Adenauer, Willy Brandt, Helmut Schmidt, Angela Merkel: Sie alle waren schon in Tutzing und haben dazu beigetragen, den Ruf dieser Akademie als Ideenschmiede für Deutschland zu bekräftigen.

Ich bin als evangelischer Christ stolz auf diese Akademie. Und ich freue mich darüber, dass meine Kirche ein so glückliches Händchen unter Beweis gestellt hat, als es um den neuen Akademiedirektor ging.

Die Bürde einer großen Vergangenheit und eines großen Vorgängers wiegt schwer, lieber Herr Hahn. Die Erwartungen an Sie als den Neuen sind hoch. Aber erstens könnte ich mir keinen Geeigneteren vorstellen als Sie. Zweitens haben Sie schon viel zu gut angefangen, als dass noch groß etwas schief gehen könnte. Und drittens, ganz ehrlich: Bei so viel Ambiente soll man sich ruhig auch ein bisschen anstrengen müssen.

Ich wünsche Ihnen von Herzen alles Gute – viel Freude in Ihrem neuen Amt, viel Erfolg und viele bereichernde Begegnungen. – Herzlichen Dank.

Georg Fahrenschon, Bayerischer Staatsminister der Finanzen

Meine sehr verehrten Damen und Herren,

als Katholik in einer evangelischen Kirche sprechen zu dürfen, ist ein bewegender Moment und eine besondere Ehre. Heute ist aber auch ein besonderer Anlass. Erlauben Sie zu Beginn Jakobus (Kapitel 2, Vers 24) zu zitieren, der sagte: „*So sehet ihr nun, dass der Mensch durch die Werke gerecht wird, nicht durch den Glauben allein.*“

Gerade in Zeiten von Veränderung und gesellschaftlicher Pluralität braucht es Menschen, die christliche Werte auch verkörpern. Um es

konkreter zu sagen: Vorbilder und Führungspersönlichkeiten, die vorangehen und mit ihrem Tun und Handeln den christlichen Glauben manifestieren. Sie, sehr geehrter Herr Pfarrer Hahn, gehen voran und übernehmen nun Verantwortung für die „Denkwerkstatt“ am Starnberger See – für einen Ort, an dem sich Menschen und vor allem auch Gedanken begegnen – und gegenseitig befruchten, um guten Werken den Weg zu ebneten.

Nun leben wir in Zeiten zunehmender Komplexität. Wir haben gerade auch im Hinblick auf digitale Kommunikationsstrukturen ein neues Kapitel aufgeschlagen. Gerade deshalb müssen wir uns auf unser Grundverständnis menschlichen Seins besinnen und brauchen die Evangelische Akademie mehr denn je.

Wir wissen um den unschätzbaren Wert der menschlichen Interaktion, wir wissen um den Wert persönlicher Begegnung. Gemeinsam und in der Gruppe entstehen neue Ideen, entsteht Kreativität. In der Evangelischen Akademie in Tutzing treffen Meinungen nicht aufeinander – sie begegnen sich – in einer Atmosphäre der Offenheit und des gegenseitigen Respekts. Das ist die Grundvoraussetzung dafür, dass sich Menschen in ihren Ansichten und Haltungen annähern und gemeinsam weiterentwickeln können.

Das war und ist die hehre Bestimmung der Evangelischen Akademie, hier liegt aber auch die große Herausforderung für diese hoch angesehene Institution: auch künftig nicht als elitärer Elfenbeinturm von den Menschen wahrgenommen zu werden, sondern Mittel und Wege zu finden, in Zeiten von 140 Twitter-Zeichen auch die junge Generation für Ihr Kernanliegen zu begeistern. Intellektueller Austausch auf höchstem Niveau als Kontrapunkt zur Oberflächlichkeit von SMS und Facebook – das ist eine Botschaft, die zu verbreiten es sich lohnt!

Herr Pfarrer *Hahn*, Sie übernehmen mit der Leitung der Evangelischen Akademie hier in Tutzing diese große Aufgabe. Sie ermöglichen einerseits Begegnung in einer Atmosphäre der Weltoffenheit. Sie vermitteln andererseits auch Botschaften, die in unsere Gesellschaft hineinwirken! Als gläubige Christen müssen wir uns alle dazu aufgerufen fühlen, aus dem Glauben heraus die grundlegenden christlichen Werte in die Gesellschaft und in die Gestaltung der konkreten Lebensbedingungen einzubringen. Dazu bedarf es, wie Jakobus uns mahnt, aber auch der Werke, die eine Plattform wie die Evangelische Akademie lebendig machen, sie ge-



FOTO: SCHWANEBECK

stalten und weiterentwickeln!

Die Verantwortung vor Gott und den Menschen ist bei Ihnen, sehr geehrter Herr Pfarrer *Hahn*, die grundlegende Orientierung für Ihr Denken und Handeln, für Ihre Werke. Toleranz und Weltoffenheit haben Sie sich als Leitmotiv gewählt.

Sie sind bekannt für Ihre Tatkraft und für Ihre Freude am Anpacken. Ihre Kommunikationsfreude und Ihre Aufgeschlossenheit Menschen gegenüber, aber auch Ihre ruhige und besonnene Art zeichnen Sie in besonderem Maße aus, diese Herausforderung zum Wohle der Akademie und auch zum Wohle unserer Gesellschaft anzunehmen.

Für Ihre neue Aufgabe wünsche ich Ihnen auch im Namen der Bayerischen Staatsregierung viel Freude, Gottes Segen und eine glückliche Hand.

Ich darf Ihnen natürlich auch die besten Wünsche unseres Ministerpräsidenten *Horst Seehofer* und aller Kabinettsmitglieder übermitteln. Wir schätzen die Evangelische Akademie als bundesweit einmalige Einrichtung – und sichern auch Ihnen eine stets konstruktive und aktive Partnerschaft zu. Unser ehemaliger Ministerpräsident *Günther Beckstein* manifestiert als Leiter des Politischen Clubs bereits die enge Verbundenheit.

Persönlich darf ich hinzufügen: Willkommen in Oberbayern. Die Akademie direkt am See mit Blick auf die gesamten Alpen von Zugspitze bis Wendelstein ist einer der schönsten Arbeitsplätze der Welt. Tutzing ist eine liebenswerte und selbstbewusste Gemeinde. Ich freue mich auf jede Einladung. Wir freuen uns auf den neuen Direktor.

AMTSEINFÜHRUNG VON AKADEMIEDIREKTOR UDO HAHN

AMTSEINFÜHRUNG VON AKADEMIEDIREKTOR UDO HAHN



FOTO: SCHWANEBECK

Prof. Dr. Hans-Joachim König,
Vorsitzender Freundeskreis
Evangelische Akademie Tutzing e.V.

Sehr geehrter, lieber Herr Hahn, es ist für mich eine große Freude und Ehre, mich in die Reihe derjenigen einzugliedern, die Ihnen für Ihre neue Tätigkeit als Direktor der Evangelischen Akademie Tutzing alles Gute und Gottes Segen wünschen.

Sie wissen, die Evangelische Akademie Tutzing hat nicht nur eine große Fan-Gemeinde, wie die hier versammelte Festgemeinde belegt, sie hat auch einen institutionalisierten Freundeskreis, und das schon seit 62 Jahren. Denn nur zwei Jahre nach der Gründung der Akademie im Jahr 1947, d.h. im September 1949, wurde der Freundeskreis der Evangelischen Akademie Tutzing gegründet, um, wie es in dem Einladungsschreiben zum Gründungsakt heißt, „der Akademie zur Seite zu stehen“. Und das Schreiben formuliert als Aufgaben:

1. Die Sammlung der „Tutzinger“ in örtlichen Kreisen, in denen die Aussprache über berufliche und kirchliche Probleme und das Verantwortungsbewusstsein der Laien für die Kirche weitergepflegt werden.
2. Mitarbeit in der heimischen Ortsgemeinde.
3. Werbung für den Besuch der Akademietagungen, vor allem unter Kirchenfremden.

4. Unterstützung der Akademie in ihren praktischen Nöten, zunächst Beihilfe zu ihrer Ausstattung. Wer an den Akademieveranstaltungen teilgenommen hat und weiß, wie einzigartig und befruchtend diese Begegnungen von „Kirche und Welt“ sind, wird mit uns der Überzeugung sein, dass diese Arbeit nicht aufgegeben werden darf. Sie muss vielmehr im Leben unserer Kirche noch weiter verankert werden. Dies strebt der Freundeskreis an.

Im Grunde stellen diese Aufgaben auch heute noch die Ziele dar, denen wir uns verpflichtet fühlen, auch wenn sich manche Rahmenbedingungen geändert haben. Die Ziele lassen sich immer noch unter einem Hauptaspekt zusammenfassen: unter dem Aspekt, der Akademie zur Seite zu stehen. Und genau diese Unterstützung, die der Freundeskreis in materieller und ideeller Hinsicht Ihren Vorgängern geboten hat, möchte ich auch Ihnen heute zusichern, weniger als ein Förderkreis für materielle Dinge, die in der Nachkriegszeit notwendig waren, als vielmehr als Multiplikatoren Ihrer Arbeit und derjenigen der Akademie. Denn mit den Veranstaltungen des Gesamtfreundeskreis, der Jahrestagung im Schloss, dem sogenannten Bayerntag und mit den Veranstaltungen von 20 aktiven örtlichen Freundeskreisen versuchen wir, den Geist von Tutzing, den Sie nun als neuer Akademiedirektor mitprägen, bayernweit zu verbreiten, indem wir nach dem Vorbild der Evangelischen Akademie Tutzing in der Verwirklichung protestantischer Anliegen Foren für offene und tolerante Diskussionen gerade auch für oft kirchenferne Personen bereitstellen.

Die Mitglieder des Freundeskreises, wir sind immerhin 1410, freuen sich auf Sie in Ihrer neuen Funktion als Akademiedirektor, denn Mitglied des Freundeskreises sind Sie schon seit vielen Jahren. So freue ich mich auf eine gute und vertrauensvolle Zusammenarbeit zum Wohl der Akademie und auf die Fortführung gemeinsamer Veranstaltungen wie z.B. der Kanzelrede in der Erlöserkirche in München-Schwabing. Ich hoffe, ja ich bin mir sicher, dass wir dies nicht als eine nur bürokratische Zusammenarbeit praktizieren, sondern entsprechend dem Wesen un-

seres Freundeskreises mit der unter Freunden üblichen respektvollen Offenheit, mit gegenseitiger Zuneigung und dem vertrauensvollen Miteinander, wie es auch das Ehrenzeichen unseres Freundeskreises ausdrückt.

Lieber Herr Akademiedirektor *Hahn*, mit den besten Wünschen für Ihre neue Tätigkeit grüße ich Sie und Ihre Gattin sehr herzlich.



FOTO: PRIVAT

Pfarrer Dr. Hans Jürgen Luibl,
Vorsitzender der AEEB

Sehr geehrte Damen, sehr geehrte Herren,

lassen Sie mich mit einer kleinen Erinnerung beginnen. Belfast, Juni 2001, also vor fast genau 10 Jahren, fand in Belfast die 5. Vollversammlung der Gemeinschaft Evangelischer Kirchen in Europa (GEKE) statt. Es trafen sich über 100 evangelische Kirchen Europas und suchten dem Protestantismus eine gemeinsame Stimme zu geben. Wer die protestantische Seele mit ihrer Lust an der Vielfalt kennt, dem wird schnell klar: Dem europäischen Protestantismus eine gemeinsame Stimme zu geben, das ist nichts ande-

res als mission impossible.

Belfast, Juni 2001, das war auch der Sommer der großen Unruhen in Belfast. Das konfliktreiche Gegeneinander kirchlicher Parteien, der Widerstreit von nationalen Interessen war wieder aufgeflammt. Wo, wenn nicht hier, müsste die befreiende Botschaft der Versöhnung laut werden? Darin war man sich auf der Kirchenversammlung einig. Wie aber sollte dies geschehen? Und dies noch mit einer Stimme?

In all diesen offenen Fragen, Besorgnissen und Aufgeregtheiten blieb einer ruhig. Er hörte sich an, was die Vertreter der Kirchen sagten und mehr noch: er hörte genauer und suchte danach, was sie wirklich dachten. Er beobachtete genau den Konflikt. Und er verhalf dazu, dass die Evangelischen Kirchen Europas am Ende doch eine wichtige Botschaft der Versöhnung in einem gesellschaftspolitisch hochsensiblen Kontext formulieren konnten.

Dem das gelungen ist, das war *Udo Hahn*, damals Pressebeauftragter der GEKE für diese Vollversammlung. So habe ich Dich, lieber Udo, kennen- und schätzen gelernt. Als einen Theologen, der genau zuhören kann, wenn es um das Wesentliche des Evangeliums und der evangelischen Kirchen geht. Als einen wachen und aufmerksamen Beobachter gesellschaftspolitischer Entwicklungen. Und schließlich als einen Medienfachmann, der kirchlichen Auftrag in einer säkularen, medialisierten Welt zum Klingen bringen kann. Und diese Mischung, die ist nicht nur bewundernswert. Sie tut der Kirche gut.

Und nun bist Du Direktor der Evangelischen Tutzing, Kapitän, wenn mir der Vergleich erlaubt ist, auf einer Art Flaggsschiff der evangelischen Kirche in der Öffentlichkeit, in Bayern und weit darüber hinaus. Was hier nötig ist, bringst Du mit: Sensus für Kirche und Sensibilität für Gesellschaft. Dein Arbeitsbereich wird die evangelische Bildung sein. Deine Aufgabe: mit Bildung einen Weg durch die Klippen und Untiefen zu finden. Es geht darum, jener Bildung Raum zu geben, die aus der befreienden Kraft des Evangeliums kommt und dem einzelnen Menschen wie der Gesellschaft zugute kommt. Dass Du diese Arbeit aufgenommen hast, darüber



FOTO: PRIVAT

können wir als Arbeitsgemeinschaft der Evangelischen Erwachsenenbildung (AEEB) nur froh und dankbar sein. Mit Bildung Kirche weiter zu entwickeln und Gesellschaft zukunftsfähig zu gestalten, ist unser gemeinsamer Auftrag und harte Arbeit zugleich. Zusammenarbeit ist deswegen unverzichtbar. Und auf diese freuen wir uns. Herzlich Willkommen. Unsere kollegiale Unterstützung, so Du sie brauchst, bieten wir Dir gerne an. Und wir freuen uns auch auf Deine vermutlich erste Tagung in Tutzing. Es wird ein bayerisch-europäisches Gemeinschaftsprojekt. In der geht es, wie sollte es 10 Jahre nach Belfast 2001 anders sein, um Evangelische Bildung in Europa.

Joachim L. Beck, Vorsitzender der
Evangelischen Akademien in
Deutschland e. V. und Geschäftsführender
Direktor der Evangelischen
Akademie Bad Boll

„Suchet der Stadt Bestes!“

Dieser – auch für die Arbeit der Evangelischen Akademien – programmatische Satz findet sich beim Propheten Jeremia. Er mahnt die Gemeinwohlorientierung der jüdi-

schen Exilgemeinde an. „Suchet der Stadt Bestes!“ Ein gutes Motto für die Arbeit der Evangelischen Akademien!

Sehr geehrter, lieber Herr Hahn, herzlich willkommen im Kreis der Evangelischen Akademien. Und damit im Kreis der „Suchenden“, derer, die sich am Gemeinwohl orientieren und gemeinsam mit politisch Verantwortlichen, bürgerschaftlich Engagierten, Wissenschaftlern und vielen anderen Akzente in die politischen und gesellschaftlichen Debatten einbringen.

Als Vorstandsvorsitzender der Evangelischen Akademien grüße ich Sie ganz herzlich (auch im Namen aller Kolleginnen und Kollegen) und heiße Sie willkommen. Und biete Ihnen gleich die Zusammenarbeit an – in der Mitgliederversammlung, da sowieso, aber auch in bilateralen Beratungsgesprächen zu dieser oder jener Frage. Gerne profitieren wir auch von Ihrem KnowHow, von Ihren Kenntnissen und Beziehungen. Herzlich willkommen heute in Tutzing und vielleicht – nein: sicher – bald in der Evangelischen Akademie Bad Boll!

„Suchet der Stadt Bestes!“

Sich am Gemeinwohl orientieren, gemeinsam nach Ideen und Wegen für eine zukunftsfähige Gesellschaft suchen, die Orte und Räume dafür gestalten ist die Aufgabe der Akademien und derer Direktorinnen und Direktoren: Raum zum Dialog zu eröffnen und diesen Freiraum zu gestalten.

Für die Arbeit wünsche ich Ihnen Gottes Segen – und damit meine ich:
– geduldiges Zuhören und hilfreiche Neugier;
– Kraft, Brücken zwischen scheinbar unversöhnlichen Positionen zu bauen;
– Mut, ungewohnte Wege zu gehen;
– Hoffnung, die nicht an Widerständen zerbricht;
– Gelassenheit und Ausdauer!

Lieber Herr *Hahn*, wir freuen uns darauf, gemeinsam mit Ihnen das Beste zu suchen und dabei Neues zu entdecken. Ganz im Sinne Jeremias: Suchet der Stadt Bestes ... und betet für sie.

AMTSEINFÜHRUNG VON AKADEMIEDIREKTOR UDO HAHN



FOTO: SCHWANEBECK

Dr. Friedrich Wilhelm Rothenpieler, stellv. Vorsitzender des Kuratoriums der Evangelischen Akademie Tutzing

Liebe Akademiegemeinde!

Wenn es um eine Akademie geht, dann pflegen wir gerne den geistigen Bogen zum alten, klassischen Griechenland zu schlagen, wo die Wurzeln der Akademie-Idee liegen. Bitte folgen Sie mir aber heute einige weitere Jahrhunderte zurück zum weisen König Salomo. Bei ihm lesen wir in den Sprüchen:

Dies sind die Sprüche Salomos, des Königs in Israel, des Sohnes Davids, zu lernen Weisheit und Zucht, Verstand, Klugheit, Gerechtigkeit, Recht und Schlecht; daß die Unverständigen klug und Jünglinge vernünftig und vorsichtig werden. Wer weise ist, der hört zu und bessert sich; und wer verständig ist, der läßt sich raten. (Sprüche Salomos 1, 1-5)

In die Aussage über die Jünglinge hätte der weise König in unserer Zeit sicher beide Geschlechter eingeschlossen und generationsübergreifend alle Altersstufen angesprochen – zumal die meisten heutzutage ohnehin jugendlich bleiben wollen.

Was könnten wir am Beginn der Amtszeit des neuen Akademiedirektors der Evangelischen Akademie Tutzing Schöneres und Besseres wünschen, als diese Ziele des weisen Königs Salomo zu erreichen?

Diese Akademie bemüht sich von Anfang

an, ein Ort des Austausches kluger Gedanken zu sein, eine Stätte, an der geistig gerungen wird um gerechte Lösungen für die vielfältigen Probleme unserer Zeit und ein geistlicher Orientierungspunkt, der uns zu unterscheiden hilft, was für die Menschen, unser Land und unsere Schöpfung recht und was schlecht ist.

Diese Akademie lebt vom offenen Austausch der Ideen und Meinungen und davon, dass wir hören, zuhören und aufeinander hören.

Lieber Herr Hahn, in die Kontinuität dieser Akademiearbeit treten Sie nun ein: Dazu wünsche ich Ihnen namens unseres Kuratoriumsvorsitzenden Professor Wenz, der heute leider nicht hier sein kann, und des gesamten Kuratoriums von Herzen Gottes reichen Segen und viel Erfolg Ihrer verantwortungsvollen Arbeit an dieser Akademie – im Dienst unserer Kirche und im Dienst an unserer Gesellschaft.

Die Mitglieder des Kuratoriums und unser ganzer Kreis stehen Ihnen dabei gerne und aus Überzeugung zur Seite. Ich denke, Sie, lieber Herr Hahn, und unser Kreis haben schon gut und konstruktiv zusammengefunden:

Wir spüren Ihre Motivation und Ihr Engagement, mit denen Sie Ihre wichtige Aufgabe an der Spitze eines kompetenten Kollegiums und einer erfahrenen Mitarbeiter-schaft angehen. Wir haben erste Ideen Ihrer Akademiearbeit miteinander besprochen, wir unterstützen Sie aus voller Überzeugung mit dem Rat, den unser heterogener Kreis mit seinen vielfältigen, persönlichen jeweiligen Erfahrungshorizonten geben kann. Und wir sind mit Ihnen ganz einig: Gemeinsam wollen wir uns anstrengen, den Erfolgskurs der Evangelischen Akademie Tutzing fortzusetzen, damit diese evangelische Stimme aus Tutzing in unserer Kirche, in Bayern und weit über unser Land hinaus mit unverwechselbarem Klang gehört wird.

Sie treten ein in die Kontinuität dieser erfolgreichen Arbeit, die ein kostbares Gut und eine hervorragende Grundlage für die Bewältigung der vor der Akademie liegenden Aufgaben ist. Aber Sie kommen auch, und das haben wir bereits in unseren ersten Gesprächen gespürt, mit neuen Ansätzen und neuen Ideen. Wir freuen uns darauf, Ihre spezifische Prägung der Akademiearbeit und Ihre konzeptionellen Innovationen nicht nur mitzuerleben, sondern auch als Kuratorium beratend mitzugestalten.

Ganz wichtig ist uns dabei, dass dies nicht

eine Akademie ist wie andere auch. Wir sind einig mit Ihnen, dass diese Akademie in aller konstruktiven Aufgeschlossenheit und Offenheit gegenüber politischen Strömungen, religiösen Ausrichtungen und unterschiedlichen Kulturen immer wieder ihr Spezifikum und ihren besonderen Auftrag deutlich macht:

Dies ist die Evangelische Akademie Tutzing!

Darin liegt ihre theologische, soziale, politische und kulturelle Position und ihr Auftrag, dem wir uns gemeinsam verpflichtet fühlen. Von dieser Position aus wollen wir uns im Nachdenken und im Reden, im Streben um Klarheit mit Offenheit und Toleranz einbringen in den öffentlichen Diskurs.

Und so kehre ich an dieser Akademie, die sich um Weisheit und Erkenntnis im Hinblick zu unserem Schöpfer und in Verantwortung vor ihm bemüht, zum Schluss zurück zu dem weisen König des Alten Testaments, mit dem ich begonnen habe. Er ruft uns zu:

Des Herrn Furcht ist Anfang der Erkenntnis... (Sprüche Salomos 1, 7)

Die Gnade dieses Herrn und seinen Segen erbitten wir für Sie und Ihre Arbeit, damit diese Akademie ein Segen für uns alle bleibt.

IMPRESSUM

Herausgeber:
Evangelische Akademie Tutzing
Direktor Udo Hahn
Schlossstr. 2+4; 82327 Tutzing
Redaktion:
Dr. Axel Schwanebeck (verantwortlich)
Tel.: (0 81 58) 251-112; Fax: (0 81 58) 99 64 22
E-Mail: schwanebeck@ev-akademie-tutzing.de
Anzeigen-Verwaltung:
Dr. Axel Schwanebeck (verantwortlich)
Graphik-Design: Claus Peilstöcker
www.peilstoecker-design.de
Verlag:
Evangelischer Presseverband für Bayern e.V.
Vorstand: Dr. Roland Gertz
Birkerstr. 22, 80636 München
Druck: Mediengruppe Universal, München
Kirschstr. 16, 80999 München
Erscheinungsweise: vierteljährlich
Die Tutzinger Blätter erhalten Sie zu folgenden Konditionen:
Einzelheft: 2,50 Euro;
Jahresabonnement: 8,- Euro.
Konto-Verbindung: Kto.-Nr.: 10 30 531,
Blz.: 520 604 10,
bei: Evangelische Kreditgenossenschaft eG,
Kassel

Fukushima und die Folgen

Reaktorsicherheit – Restrisiko – Endlagerung

Die Reaktorkatastrophe von Fukushima ließ die Welt wiederum den Atem anhalten. 25 Jahre nach dem Atomunglück von Tschernobyl hat sich im hochtechnisierten Japan ein weiterer dramatischer Unfall ereignet. Die Bundesrepublik will jetzt bis zum Jahr 2022 aus der Atomenergie aussteigen. Doch es bleiben viele Fragen offen.



FOTO: SCHWANEBECK

Michael Sailer (re.) – hier im Gespräch mit Studienleiter Martin Held (li.) – ist Mitglied der Reaktorsicherheitskommission und Geschäftsführer des Öko-Instituts in Berlin. Sein Fazit lautete: „Es bleibt immer ein Restrisiko bei der Nutzung der Kernenergie, nicht nur weil der Mensch Fehler macht, sondern weil der Mensch auch nicht glaubt, dass das Schlimmste passieren könnte.“

Noch immer stoßen die Arbeiten an der Atomruine von Fukushima auf ständig neue Schwierigkeiten: Strontium in den Böden, tausende Tonnen verseuchtes Wasser und radioaktiv stark belastete Fischbestände vor der Küste des Inselstaates.

In der Bundesrepublik fragen sich besorgte Bürger: Was wird aus den 143 AKWs in den verschiedenen Staaten Europas? Wie lange werden sie am Netz bleiben? Wohin soll der radioaktive Müll verbracht werden? Was passiert mit den Zwischenlagern? Gibt es überhaupt eine sichere Endlagerung?

Eine von Studienleiter Martin Held moderierte Abendveranstaltung der Akademie und des Rachel Carson Centers der Münchner Universität wollte den Klärungsprozess zu diesen Fragen voranbringen.

Lesen Sie nachfolgend Auszüge aus den Vorträgen von Michael Sailer, Geschäftsführer des Öko-Instituts in Berlin, und von Professor Markus Vogt, Lehrstuhl für Christliche Sozialethik an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Münchner Universität:

Michael Sailer

Restrisiken der Kernenergie

Vielleicht muss man erst einmal klar sagen: Das Restrisiko gibt es. Aber das Restrisiko ist nicht das Risiko, das es nicht gibt. So lautet bei uns immer noch die Rechtsprechung des Bundesverfassungsgerichts. Deswegen muss es gegen das Restrisiko auch keine Vorsorge geben, sondern ein Restrisiko ist das Risiko, welches sich eben nur manchmal realisiert. Ich möchte Ihnen zu der Kernenergie ein paar Aspekte sagen, die ich für die weitere Entwicklung für wichtig halte.

Reaktorunfälle früherer Jahre

Es gab immer wieder schwere Unfälle in der Geschichte der Kerntechnik. Wir haben nur die früheren verdrängt. Es gab schon 1954 eine Kernschmelze in einem kleinen kanadischen Forschungsreaktor. Wir hatten 1957 in Sellafeld einen Reaktorbrand. Da steht heute noch am Strand ein Schild, man solle sich an dem Strand nicht länger aufhalten. Und wir hatten die Teilkernschmelze in Harrisburg. Schließlich gab es dann die Reaktorkatastrophe in Tschernobyl. Verschiedene Reaktoren von diesem Typus laufen übrigens heute immer noch in der Ukraine.

Die Diskussion aus den Unfällen hat dazu geführt, dass man im Laufe der Jahre gesagt hat, es können immer technische Fehler passieren oder durch Menschen ausgelöst werden. Die Fehler bei den Reaktorunfällen waren durch ein Versagen von Sicherheitssystemen oder durch eine falsche Einstellung bei der Wartung passiert. In Tschernobyl wurden z.B. die Betriebsvorschriften nicht eingehalten. Der Effekt war: In den ganzen theoretischen Risikobetrachtungen hat

man dann immer gesagt, dass wir die Maschinenteknik genau anschauen müssen und auch die Bedienung der Anlagen leichter machen müssen. Dann können wir das Risiko ein ganzes Stück herunter setzen. Das führte dazu, dass man gerade für die Druck- und Siedewasserreaktoren, wie sie in Deutschland, Japan, Amerika, Frankreich oder fast überall in Betrieb sind, relativ viel bei den Sicherheitssystemen gemacht hat.

Einwirkungen von außen

Als ich angefangen hatte, professionell in Fragen der Kernenergiesicherheit zu arbeiten, da erschien gerade die deutsche „Risikostudie Kernkraftwerke“. Die war hauptsächlich technisch formuliert worden, also Pumpen fallen aus, Rohrleitungen reißen ab, Steuerungen gehen nicht ganz richtig. Und dann gab es noch einen zusätzlichen Band, der hieß „Einwirkungen von außen“. Aber damit konnte man nicht so richtig etwas anfangen. In der Fachdiskussion wurde immer erklärt: Wenn etwas passiert, ist es eher die Maschinenteknik. Die „Einwirkungen von außen“ haben jedoch etwas ganz Böses an sich. Sie können ganz viele Systeme gleichzeitig außer Kraft setzen oder sie können auch die Betriebsbedingungen für die Systeme völlig verändern.

Vor vier Jahren haben wir in Paris bei der Atomenergiebehörde das erste Mal etwas ausführlicher über „Einwirkungen von außen“ diskutiert und dann haben die Franzosen uns erzählt: „Wir haben in der Nähe von Bordeaux ein Kernkraftwerk, das wir beinahe bei einer Sturmflut verloren hätten, weil der Deich gerissen war und das Wasser die Hälfte der Sicherheitssysteme hat absaufen lassen. Auf einmal war Wasser an allen Stellen, wo die sicherheitstechnisch wichtigen Systeme stehen. Es ging noch einmal gut, weil nur die Hälfte der Systeme ausgefallen war.“ Anschließend war es dann schon spannend, darüber zu reden, dass die „Einwirkungen von außen“ etwas bewirken können.

Gefahrenquelle: Erdbeben

Man darf nicht denken, Japan ist ein Erdbebenland und in Deutschland gibt es keine Erdbeben. Es gibt in Deutschland auch Erd-

bebengebiete, vor allem im Südwesten - der Rheingraben, der Zollerngraben - bei denen größere Beben in den letzten tausend Jahren passiert sind. In Deutschland mussten wir dann die Erdbebenauslegung der AKWs verstärken. Beim Kernkraftwerk Biblis zum Beispiel, da gab es einen fast fünf Jahre währenden gerichtlichen Streit zwischen Gutachtern. Das endete dann letztendlich zum Glück darin, dass in Biblis die Erdbebenbefestigung massiv nachgerüstet werden musste. Sie kennen vielleicht die „Dübel-Geschichte“ in Biblis, wo viele tausend Dübel falsch montiert worden waren. Das war bei den Verstärkungen, die für den Erdbebenschutz eingebaut worden sind. Sie sehen, dass es so etwas selbst unter deutschen Bedingungen eben auch gibt.

Im Hinblick auf Fukushima sagt man hier gerne: „Die Japaner haben eben die Tsunamis nicht richtig berechnet.“ Richtig ist: Die Japaner hatten einen Expertenstreit darüber, ob so schlimme Tsunamis überhaupt passieren können. Und die Fachwelt hat ignoriert, dass Tsunamis in der Größenordnung schon passiert sind und weiterhin passieren können. Das heißt, eines der Restrisiken der Kernenergie ist eigentlich in allen Ländern das, dass immer zu wenig Sicherheitsvorkehrungen da sind. Zwar gibt es Fachdiskussionen, aber dann wird letztendlich in den zuständigen Behörden entschieden, dass wir doch nicht diese erhöhte Sicherheit brauchen, denn die Kosten dafür belaufen sich ja immer so auf ein paar hundert Millionen Euro. Das heißt: Es ist immer ein Restrisiko dabei, nicht nur weil der Mensch Fehler macht, sondern weil der Mensch auch nicht glaubt, dass das Schlimmste passieren könnte. Deswegen fordert die Regierung dann auch nicht, dass AKWs gegen solche starken Unglücksfälle ausgelegt werden.

Probleme in Fukushima

In Fukushima hieß es zuerst: „Das waren nur die Tsunamis.“ Inzwischen diskutiert man ebenfalls, dass einige der Schäden auch durch das Erdbeben passiert waren, obwohl das Kernkraftwerk gegen Erdbeben in der entsprechenden Stärke ausgelegt war. Also stellt sich jetzt neuerdings die Frage, ob die

technische Auslegung gegen die Erbeben nicht von vornherein schon falsch war. Wenn man japanische Nachrichten im Internet verfolgt, dann bekommt man weitere erschreckende Meldungen mit. Ich hätte z.B. letzte Woche noch gerne freiwillig gesagt: Wenigstens der Block 5 und 6, die an nichts beteiligt waren, sind voll unter Kontrolle. Doch dann liest man wieder, dass die Temperaturkontrolle in Block 5 nicht in den Griff zu bekommen ist. Das ist wohl gemerkt ein Block, der jetzt seit über einem halben Jahr außer Betrieb ist und trotzdem Temperaturkühlungsprobleme hat. Es ist auch so, dass in den betroffenen Blöcken 1 bis 4 nirgends ein Standardkühlungssystem oder ein Standardlüftungssystem wieder in Betrieb gesetzt wurde, sondern die laufen alle nach wie vor über Notmaßnahmen. Eines der großen Probleme ist dieses hochkontaminierte Wasser, das sich durch all die Aktionen angesammelt hat. Das Wasser in irgendeiner Weise zu beseitigen, ist extrem schwer, weil der Gehalt an Radioaktivität so extrem hoch ist.

Zur Lage in Fukushima

Im Umkreis von 30 Kilometern sind die Menschen evakuiert worden. Wenn man jetzt die Werte ansieht, sind das ähnlich hohe Werte wie in der 30 km-Zone um Tschernobyl, die bis heute nicht betretbar ist. Das heißt auch, man kann den Menschen in Japan in dieser 30 km-Zone nicht die Hoffnung machen, dass sie wieder in ihre Häuser zurückkehren können. Und diese Woche zeigte das japanische Fernsehen, dass 114 Familien in einem Ort, der 50 km von dem Reaktorunglück entfernt ist, empfohlen wird, endgültig ihre Häuser zu räumen und woanders hinzugehen.

Jetzt kommen wir zu den Schäden. Das Gebiet um die Kernkraftwerke in Fukushima ist nicht gerade das Zentrum von Japan. Aber es ist ein normales Industriegebiet, in dem sich auch viel Zulieferindustrie für Automobile und anderes befindet. Man muss sich jetzt vorstellen, dass die Infrastruktur dieser Fläche auf mindestens eine Generation aus dem Wirtschaftsleben herausfällt. Man muss also nicht nur die Gesundheitsfolgen, sondern auch die Folgen für die Wirtschaft einer Nation bedenken, denn man verliert dann auf

einmal sehr viel an Infrastruktur mit hohem Wert - Fabriken, Transportsysteme und so weiter.

Konsequenzen für Deutschland?

Der Bundestag hat jetzt im Nachlauf zu Fukushima beschlossen, dass die ältesten acht Kernkraftwerke sofort außer Betrieb gesetzt werden und die anderen im Zeitplan bis 2022. Mit zurückzuführen ist das natürlich auch auf die Untersuchung, die die Reaktorsicherheitskommission zu dem Thema durchgeführt hat. Eigentlich hätte man so eine Untersuchung in einem Dreivierteljahr oder länger durchführen müssen. Die Nachbarländer denken eher, dass sie zu Weihnachten oder im Januar mit den Untersuchungen fertig werden. Ich meine aber, es war trotzdem richtig, dass wir sehr schnell unsere Kernkraftwerke beurteilt haben. Es gibt sehr große Unterschiede zwischen einzelnen Anlagen. Es gibt gerade bei den Naturgewalten, also bei Hochwasser und Erdbeben, auch wieder Unterschiede. Das hätte ich mir auch nicht vorstellen können, dass fast die Hälfte unserer Kernkraftwerke für Hochwasser so ausgelegt ist, dass man einmal in 10.000 Jahren erwartet, dass die Gebäude alle unter Wasser stehen. Das Hauptargument war, dass das tausendjährige Hochwasser nur ein paar Stunden ansteht. Wir haben einfach die Naturgewalten nicht wirklich ernst genommen.

Wie geht es weiter bei der Überprüfung?

Die Reaktorsicherheitskommission wird die Forschungsreaktoren überprüfen. Sie wird auch die Lager für Brennelemente in den Reaktoren überprüfen. Die Entsorgungskommission wird dann die Zwischenlager, die Konditionierungsanlagen oder auch die zwei ohnehin verlorenen Endlager überprüfen. Das wird alles jetzt im Laufe dieses Jahres passieren. Man darf gespannt sein, was wir da alles herausfinden werden. Wenn wir aber über das Restrisiko der Kernenergie reden, müssen wir auch noch ein paar andere Aspekte betrachten. Die Kernenergie-Betreiber sagen immer: Kernenergie läuft in stabilen

Gesellschaften ab. Ich möchte allerdings folgendes klar machen: Fast zeitgleich mit dem Fukushima-Ereignis haben in Libyen die Kämpfe angefangen, die bis heute nicht abgeschlossen sind. Jetzt muss man sich nur einmal vorstellen, die Franzosen hätten vor 12 Jahren Kernkraftwerke nach Libyen geliefert. Was das heißt, brauche ich nicht weiter auszumalen. Auch Jugoslawien hatte früher ein ehrgeiziges Kernkraftwerksprogramm. Sie können sich vorstellen, was das für die Bürgerkriegssituation dort geheißen hätte, wenn die wirklich sechs oder acht Kernkraftwerke gehabt hätten. Nehmen wir einmal an, es hätte eines irgendwo in Bosnien gestanden. Da gibt es keinen stabilen Staat, der das Aufpassen und das Kontrollieren finanzieren kann.

Das ist also ein weiteres Risiko, das wir bei der Atomkraft haben, wenn in entsprechenden Ländern überraschenderweise instabile Verhältnisse oder Kriegsverhältnisse oder Bürgerkriegsverhältnisse entstehen.

Radioaktiver Müll

Wir haben aus der Nutzung der Kernenergie eine ganze Menge Abfälle übrig. Man wird viele hunderttausend Jahre darauf achten müssen, dass das nicht in die Umgebung kommt, dass es nicht in die Lebenszyklen hineingelangt, sondern davon sicher abgeschlossen ist.

Problematisch ist es, wenn wir sagen, dass wir das mit einem Endlager machen können. Da wissen wir, dass bei der Endlagerung schon eine ganze Reihe von Fehlern passiert ist, wie in ASSE oder in Gorleben. Das sind zwei gescheiterte Endlager in Deutschland. Man muss daraus lernen, wie man Endlagerung vernünftiger gestalten kann. Technisch kann man das alles gut beschreiben, was man richtig machen muss. Jedoch ist bei der ASSE von 1965 bis mindestens 2008 nie vernünftig vom Staat und den zuständigen Behörden und Entscheidungsträgern kontrolliert worden. Das heißt: Wir hängen beim vernünftigen Umgang mit dem radioaktiven Abfall nicht nur von der sauberen Technik und Geologie ab, sondern auch von der sauberen Kontrolle aus der Gesellschaft heraus und da hat erst einmal der Staat den Auftrag, diese Kontrolle durchzuführen. Wir brauchen

ein System, das durch Kontrollen dafür sorgt, dass wir mit dem Abfall möglichst sicher umgehen.

Manche Leute sagen jetzt: Lasst den Abfall oberirdisch liegen. Wir können ihn ja beobachten. Dazu ist zu sagen: Die Menschheit schaut normalerweise nicht 40 oder 80 Jahre exakt auf eine Stelle hin. Wir werden es nicht schaffen, zu sagen, dass wir über Jahrhunderte auf den Abfall aufpassen werden und ihn deshalb an der Erdoberfläche deponieren - zum Beispiel in den Zwischenlagern, wo er jetzt steht. Auch da entsteht wieder das Problem: Vielleicht passen wir noch darauf auf, wenn wir eine stabile und wohlhabende Gesellschaft besitzen. Aber betrachten wir einmal Tutzing und spielen einmal 400 Jahre durch. Nehmen wir an, wir hätten 1611 hier ein Zwischenlager errichtet. In welchen Jahren wäre darauf aufgepasst worden und in welchen Jahren wäre nicht darauf aufgepasst worden? Wann gab es Kriege? Da gab es genug Zeiten, auch genügend instabile Zeiten oder wirtschaftliche Zeiten, wo der jeweilige Staat ein Aufpassen überhaupt nicht hätte bezahlen können.

Endlagerung unter Tage

Uns bleibt nichts anderes übrig, als den radioaktiven Müll nach unter Tage zu verbringen in einer Weise, dass man nicht unbedingt auf ihn aufpassen muss, sondern dass er bestmöglich verschlossen ist. Wir befinden uns jetzt in einer Phase, wo wir wirklich darauf achten müssen, dass wir in dieser Republik ein Endlager finden, das technisch gut ist und gesellschaftlicher Konsens dann darüber existiert, dass anständige Institutionen da sind, die wirklich das dann realisieren, was technisch geboten ist. Die Aufgabe ist nicht ganz so klein. Wir produzieren seit 1959 hochradioaktive Abfälle und da kann es nicht sein, dass wir uns 2011 hinstellen und sagen: „Das interessiert uns nicht, was wir mit den Sachen machen.“ Das bleibt die große Herausforderung. Und abgesehen davon dürfen wir nicht verkennen, dass die Kernkraftwerke, die noch laufen, nach wie vor natürlich auch noch ein Risiko darstellen. Die sind ja nicht „gesund“, sondern hoffentlich nur weniger riskant als die, die jetzt schon abgeschaltet sind.

Markus Vogt

Risikomündigkeit und Energiewende. Gesellschaftliche Kontexte von Verantwortung

Chancen für eine internationale Energiewende?

Die Reaktorunfälle in Tschernobyl (1986) und in Fukushima (2011) sind bisher die beiden einzigen auf der INES-Skala mit dem höchsten Wert eingestuften nuklearen Katastrophen. In Deutschland haben diese beiden Ereignisse zu erheblichen politischen Konsequenzen geführt: Wenige Wochen nach Tschernobyl wurde 1986 das Bundesministerium für Umwelt, Naturschutz und Reaktorsicherheit gegründet. Kurz nach der Havarie in Fukushima wurden in Deutschland der erste grüne Ministerpräsident gewählt, eine Ethikkommission gegründet und der Ausstieg aus dem Ausstieg der Atomenergie revidiert sowie eine umfassende „Energiewende“ als wichtigstes Projekt der gegenwärtigen Regierungskoalition proklamiert. Diese Reaktionen hatten zunächst den Charakter eines nationalen Alleingangs. Wie viele weitere Staaten sich anschließen werden, bleibt abzuwarten.

Bisher ist nicht absehbar, dass Fukushima zu einem Wendepunkt für die Bewertung der Kernenergie wird. Aktuell (Mai 2011) haben Italien und Japan als Reaktion auf die Havarie ihre Pläne zum Neubau von Kernkraftwerken eingefroren. Aus China, USA, Indien, Brasilien, Russland gibt es unterschiedliche Signale, die insgesamt eher auf ein Festhalten an der bisherigen Atompolitik deuten und lediglich eine Überprüfung der Sicherheitsstandards oder eine Verzögerung von Neubauten erkennen lassen.

Folgen von Tschernobyl und Fukushima

Bis heute gibt es extrem unterschiedliche Zahlenangaben zu den durch Tschernobyl ausgelösten Todesfällen, die zwischen wenigen tausend und 1 Millionen schwanken. Auch nach 25 Jahren wissen wir noch viel zu wenig von den ca. 5,7 Millionen Menschen, die direkt von der Tschernobyl-Katastrophe betroffen sind. Bemerkenswert ist, dass die



Ein klares „Nein“ zur Kernenergie äußerte auch Professor Markus Vogt, Lehrstuhl für Christliche Sozialethik an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Münchner Universität, denn „es würde eine mindestens 10.000 Jahre stabile Gesellschaft voraussetzen, um die verbrauchten Brennstäbe sicher zu lagern. Eine solche Stabilität kann niemand garantieren.“

Erinnerung und die Wahrnehmung der Folgen international sehr unterschiedlich, teilweise zeitverzögert und ganz offensichtlich stark abhängig von bestimmten Randbedingungen aufzutreten scheint.

In Fukushima gibt es noch keine seriösen Abschätzungen über den weiteren Gang und die Folgen der Ereignisse. Die Überlagerung von Erdbeben, Tsunami und Reaktorunfall erschwert die kausale Zurechnung.

Symbolische Deutungen und Kontexte

Atomenergie hat eine hohe, jedoch sehr unterschiedliche symbolische Bedeutung. In Russland gilt Atomenergie beispielsweise seit den 1950er Jahren als Symbol von Fortschritt und Weltmachtstellung. In je anderer Weise ist ihre enge Verknüpfung mit Vorstellungen von technischem und wirtschaftlichem Fortschritt auch in den USA, in Frankreich und anderen Industrienationen wirksam. Von daher scheint der Ausstieg aus ihrer Nutzung für die politische und wirtschaftliche Elite in diesen Ländern derzeit mehrheitlich undenkbar.

Mit der Absicht, 20 neue Kernkraftwerke zu bauen, steht die Ukraine zusammen mit China und einigen anderen Ländern an der Spitze der Staaten, die unvermindert auf Kernenergie setzen. Es gibt zu denken, dass selbst in dem Land, das Tschernobyl und seine Folgen erlebt hat, der Glaube an die Sicherheit und die Unverzichtbarkeit der Atomenergie nicht erschüttert wurde.

In der deutschen Umweltbewegung gilt die Atomenergie seit Mitte der 1970er Jahre als Sinnbild für die Ambivalenzen der Technik. Sie war und ist ein zentrales Thema zivilgesellschaftlicher Mobilisierung radikaler Gesellschaftskritik. In diesem Kontext sind Tschernobyl und Fukushima hier in besonderer Weise zu politisch wirksamen Referenzpunkten der ökologischen Kommunikation geworden.

Zusammenfassend ergeben sich drei ethisch-politische Begründungszugänge und Ziele der Energieversorgung:

1. Klima- und Umweltschutz;
2. Versorgungssicherheit und Vermeidung politischer Abhängigkeiten;
3. langfristige Wettbewerbs- und Kostenvorteile.

Zwischen diesen drei Gesichtspunkten besteht trotz aller Überschneidungen eine nicht auflösbare Spannung, die zu unterschiedlichen Prioritäten führt. Eine konsistente Gewichtung, Zuordnung, Vernetzung und Abgrenzung der verschiedenen Gesichtspunkte und Handlungsfelder ist deshalb eine originär politische Aufgabe, um den vielen Akteuren bei ihren jeweiligen Abwägungsprozessen für energietechnische Entscheidungen Richtungssicherheit zu geben.

Kernenergie leistet keinen entscheidenden Beitrag zum Klimaschutz

Ein wichtiges ethisches Argument für Kernenergie ist ihr Beitrag zum Klimaschutz. Derzeit stammen jedoch weltweit nur 13 % der Stromerzeugung aus Kernkraftwerken. Bezogen auf Primärenergie sind es 5,5%.

Im März 2011 befanden sich weltweit 443 Kernkraftwerke in 30 Staaten in Betrieb, 62 weitere sind im Bau. Seit 2002 nimmt der Anteil der Kernenergie an der Stromversorgung weltweit ab. Seit 2008 übersteigt die Leistung stillgelegter Reaktoren den Nettozuwachs durch Betriebsaufnahmen und Kapa-

zitätssteigerungen (Uprates) vorhandener Kraftwerke.

Kernenergie kann also schon aus quantitativen Gründen keinen entscheidenden Beitrag zur globalen CO₂-Reduktion leisten. Ihre Attraktivität in der Debatte um Klimaschutz liegt wesentlich darin begründet, dass sie von der tiefergehenden Herausforderung einer Transformation unseres Wohlstandsmodells ablenken.

Dennoch ist der Beitrag der Kernenergie zum Klimaschutz durchaus auch ethisch zu würdigen. Die Risiken des Klimawandels sind nicht weniger dramatisch als die der Atomenergie. Das besondere Gewicht der Problematik des Klimawandels ergibt sich daraus, dass er unabweisbar global ist und dass er sich schon heute vor allem in Ländern des Südens für mehrere hundert Millionen Menschen als eine primäre Armutsursache erweist. Aufgrund der Dringlichkeit des Klimaproblems darf der Ausstieg aus der Kernenergie nicht dauerhaft zu einer vermehrten Nutzung von Kohle und Gas führen.

Unterschätzung des Risikofaktors Mensch

Der entscheidende Fehler der bisherigen Sicherheitsmodelle ist – wie sowohl Tschernobyl als auch Fukushima gezeigt haben –, dass der Risikofaktor Mensch systematisch unterschätzt wurde: „Ursache des Unfalls in Tschernobyl war nicht das Versagen technischer Komponenten, sondern die falsche Einschätzung bei der Bedienung des Reaktors, also menschliches Versagen.“ Auch in Fukushima war menschliches Versagen ganz wesentlich im Spiel, z.B. die mangelnde Wartung der Notkühlung mit Dieselmotoren oder die verzögerte Inanspruchnahme von professioneller Hilfe im Katastrophenmanagement.

Gefahr militärischen Missbrauchs

Terroristen oder Kriegsparteien können AKWs, die meist in Ballungsräumen stehen, zu Angriffszielen machen und damit die Wirkung ihrer Waffen exponentiell steigern. In den falschen Händen kann der Energielieferant Uran zur tödlichen Waffe werden. 1995 sind z. B. 2.200 Tonnen Uran verschwunden, wie die Bundesregierung in ihrer Antwort auf eine Kleine Anfrage im Bundestag am 2.6.1995 erklärte. Insbesondere bei Plutonium lässt

sich der Brennstoffzyklus nur schwer vollständig kontrollieren.

Zudem ist es nicht ausgeschlossen, dass Staaten ihre zunächst friedliche Atomenergienutzung mit militärischen Zwecken verbinden. Die aktuelle Diskussion um die nuklearen Ambitionen des Iran ist hier nur als exemplarischer Fall zu sehen.

Die Terroranschläge des 11. September 2001, die die weltpolitische Situation tiefgreifend verändert haben, sind kein isoliert militärisches Problem, sondern Menetekel einer global veränderten Sicherheitslage. Die Vulnerabilität westlicher Gesellschaften durch ihre Energieversorgungssysteme sowie die Kontrolle der Brennstoffzyklen sind weltweit auch als sicherheitspolitische Angelegenheit zu sehen.

Kernenergienutzung verstößt gegen intergenerationelle Gerechtigkeit

Das Problem der Zwischen- und Endlagerung der radioaktiven Abfälle ist ungelöst. Es würde eine mindestens 10.000 Jahre stabile Gesellschaft voraussetzen, um die verbrauchten Brennstäbe sicher zu lagern. Eine solche Stabilität kann niemand garantieren. Schon gar nicht, wenn wir in die Geschichte blicken.

Die 2008 bekannt gewordenen Probleme mit Wassereinspeicherung und Einsturzgefahr im niedersächsischen Zwischenlager ASSE II haben in Deutschland das Vertrauen der Öffentlichkeit in die Sicherheitszusagen von Wissenschaftlern, Politikern und Kraftwerksbetreibern tief erschüttert. Auch auf der internationalen Ebene zeigt sich die ungelöste und lange verdrängte Risiko- und Kostenproblematik der Endlagerung von radioaktivem Abfall.

Solange die Frage der Endlagerung radioaktiver Abfälle nicht gelöst ist, verstößt die Nutzung der Kernenergie gegen das Prinzip der Vorsorge – was die rechtliche Genehmigung der Anlagen aus ethischer Sicht fragwürdig erscheinen lässt – sowie gegen das Prinzip der intergenerationellen Verantwortung, wie sie in Deutschland und vielen anderen Ländern in der Verfassung verankert ist (GG Art. 20a, seit 1994).

Ein kategorisches „Nein“ zur Kernenergie

Hinsichtlich der Entscheidung, ob ein Ein-

stieg in die energetische Nutzung der Kernenergie ethisch vertretbar ist, ergibt sich aus den genannten Argumenten m. E. ein kategorisches Nein.

Gegenwärtig haben Deutschland und viele andere Nationen jedoch nicht grundsätzlich zu entscheiden, ob sie Kernenergie für verantwortbar halten, sondern wann und wie sie mit den geringsten negativen Nebenwirkungen aus ihr aussteigen. Dabei ist die ethische Methode der Güterabwägung, die auch eine Berücksichtigung wirtschaftlicher Zusammenhänge einschließt, unerlässlich.

Epochenwechsel für ein postfossiles Wohlstandsmodell

Der Ausstieg aus der Kernenergie ist also geboten. Aufgrund der vorrangigen Dringlichkeit des Klimaproblems darf er nicht dauerhaft zu einer vermehrten Nutzung von Kohle führen. Die Umbruchsdynamik des Atomausstiegs muss für den Einstieg in eine nachhaltige Energieversorgung genutzt werden. Das erfordert eine grüne industrielle Revolution durch eine Richtungsänderung ökonomischer Modelle, technischer Innovationen und individueller Lebensstile.

Ein klimaverträglicher Ausstieg aus der Kernenergie ist nur möglich, wenn man Wohlstand neu denkt und die ökonomisch-gesellschaftliche Entwicklung rechtzeitig daran anpasst. Eine Transformation unseres Wohlstandsmodells ist die Voraussetzung für nachhaltige Lösungen der Energiefrage.

Für den Wandel der Energieversorgung gibt es drei mögliche Strategien: 1. Substitution fossiler Energien durch erneuerbare Energiequellen, 2. Effizienzsteigerung durch technische Innovationen und Strukturveränderungen, 3. Wandel der Konsummuster und Wertpräferenzen insbesondere in der globalen Ober- und Mittelschicht zugunsten von ressourcenleichten Wohlstandsmodellen. Hinreichende Änderungen sind nur dann erreichbar, wenn alle drei Dimensionen gleichzeitig in Angriff genommen und Synergien konsequent genutzt werden.

Lehren aus Fukushima für die Zukunft der Kernenergie

Die großen Hoffnungen auf Kernenergie sind weitgehend ernüchtert. In der ökonomischen Entwicklung der Menschheit kommt ihr allenfalls der Status einer Brückentechnologie zu.

Veranstaltungen

Veranstaltungskalender (in Auswahl)

DEUTSCHLANDS ROLLE IN DER WELT

11. – 13.11.2011 / Tutzing

Wohin steuert die deutsche Außen- und Sicherheitspolitik? Wie kann unser Land konkrete Verantwortung übernehmen – etwa in Afghanistan und in Afrika? Was sind die Grundprinzipien des Handelns? Gibt es einen Grundkonsens der im Bundestag vertretenen Parteien? Und eine Einigkeit über militärpolitisches Handeln?

Herbsttagung des Politischen Clubs

ABSCHAFFUNG DES SCHMERZES?

18. – 20.11.2011 / Tutzing

Viele Menschen glauben, durch den medizinischen Fortschritt werde eines Tages der Schmerz abgeschafft. Manche Mediziner nähren solche Hoffnungen. Wem nützen sie damit und welchen Schaden richten sie an? Was ist tatsächlich möglich, was wird Illusion bleiben? *Medizin-Theologie-Symposion*



FRANZ MARC & JOSEPH BEUYS. IM EINKLANG MIT DER NATUR

18. – 20.11.2011 / Tutzing und Kochel am See
Zwei Künstler, beide Soldaten im Krieg, beide voll Natursehnsucht im technischen Zeitalter. Mit ihren Symbolwelten unterwegs zu einer neuen Gesellschaft. Wie kreativ, authentisch, nonkonform, gar politisch erscheinen sie uns? Wir besuchen auch die Ausstellung im Franz Marc Museum, wo sich Marc und Beuys begegnen.



ES WERDE NACHT ... – LICHTVERSCHMUTZUNG UND BIODIVERSITÄT

2. – 4.12.2011 / Tutzing

Schutz der Nacht – das ist keine Nische, sondern betrifft die Rhythmik von hellem Tag und dunkler Nacht: die Hälfte der Zeit und des Naturschutzes. Ökologische und gesundheitliche Folgen der Lichtverschmutzung werden ebenso vorgestellt wie gelungene Beispiele für den rechten Umgang mit künstlicher Beleuchtung.

WIE NATIONALSOZIALISTISCH WAREN DIE DEUTSCHEN?

9. – 11.12.2011 / Tutzing

Was brachte die Mehrheit der Deutschen zum Mitmachen? Waren sie überzeugte Antisemiten oder heimlich ablehnende Opportunisten? Trotzige Patrioten oder ängstliche Untertanen? VertreterInnen von Geschichtswissenschaft, Psychoanalyse und Sozialpsychologie widmen sich jüngeren Geschichtsdebatten.

SCHRECKENSBILDER

9. – 11.12.2011 / Tutzing / Mit Akademie für Politische Bildung

Täglich bedrängen uns Zeitungsbilder, TV-Berichte und Internetnews von Kriegen, Umweltkatastrophen, Seuchen, Attentaten, Mord und Totschlag. Wie beeinflussen diese medialen Darbietungen unser Denken und Alltagsverständnis? Wie unser politisches Handeln? Eine trimediale Analyse. *Tutzinger Medien-Dialog*

FUKUSHIMA UND DIE FOLGEN

Sie ist ein Übergangsphänomen. Langfristig gibt es für unsere Zivilisation keine Alternative zum vollständigen Umstieg auf erneuerbare Energien.

Was wir für eine Technikethik nach Tschernobyl und Fukushima lernen müssen, sind vor allem sechs Dinge:

1. Technik, die fehlerlose Menschen voraussetzt, ist nicht verantwortbar. Wir brauchen eine fehlerfreundliche Technik die auch in unterschiedlichen politischen und kulturellen Kontexten einigermaßen robust ist.
2. Auch hypothetische Risiken sind ernst zu nehmen und im Sinne des Vorsorgegebotes politisch zu berücksichtigen. Aktuell ist das Vorsorgegebot vor allem durch einen glaubwürdigen und einheitlichen Stresstest für alle Kernkraftwerke einzulösen; das gilt insbesondere für die EU, wo dieser Stresstest auch mit der Ukraine, Weißrussland und Russland sowie langfristig weltweit abgestimmt sein sollte.
3. Aus Gründen marktwirtschaftlicher Gerechtigkeit sowie des Verursacherprinzips sollte die Deckungssumme der Versicherungspflicht für Kernkraftwerke drastisch erhöht werden.
4. Risiken sind immer auch eine abhängige Variable von gesellschaftlichen Wahrnehmungen und Prioritäten. Da es über Strahlenrisiken schon aus methodischen Gründen keine wissenschaftlich eindeutige Bewertung gibt, sind diskursive Strategien von vorrangiger Bedeutung. Politik muss angesichts bleibender Differenzen ein möglichst transparentes und faires Konfliktmanagement ermöglichen und für eine gerechte Verteilung von Nutzen und Lasten sorgen.
5. Die solidarische Erinnerung an die Opfer von Tschernobyl und Fukushima sowie eine solide, interdisziplinäre Bilanz des Schadensausmaßes sind notwendiger Teil des verantwortlichen Umgangs mit Kernenergie.
6. Eine Abkehr von der Kernenergie ist nicht als isoliertes Projekt möglich, sondern erfordert zugleich eine Revision der gesamten Energie- und Wirtschaftspolitik. Sie muss durch die Förderung von Programmen für erneuerbare Energien und Energieeinsparung flankiert werden. Die Gestaltung der Energiewende ist eine Bewährungsprobe dafür, ob die Gesellschaft es ernst meint mit einer nachhaltigen Schöpfungs- und Zukunftsverantwortung. ■

Familien in Trennung und Scheidung

Eine Scheidung ist für die Kinder immer eine Belastung. Gleichwohl belegen amerikanische und deutsche Längsschnittstudien, dass sowohl die Kinder als auch die Erwachsenen dieses einschneidende Lebensereignis gut bewältigen können, wenn es den Eltern gelingt, mit dem Kind weiterhin eine gute und tragfähige Beziehung aufrecht zu erhalten.



FOTO: PRIVAT

Studienleiterin *Ulrike Haerendel* und die Pädagogin *Eliane Retz* vom Deutschen Kinderschutzbund Landesverband Bayern e.V. boten eine gemeinsame Tagung an, bei der der Fokus ganz auf den Kindern lag. Was erleben sie bei elterlicher Trennung? Wie werden sie auch langfristig davon beeinflusst? Vor allem aber: Wie kann man sie unterstützen? Die Pädagogin *Isabel Steigemann* fasste die Ergebnisse der Fachtagung für uns zusammen:

Isabel Steigemann

Familien in Trennung und Scheidung

Das Thema „Trennung und Scheidung“ hat in den letzten Jahren an Brisanz gewonnen. Fast jede zweite Ehe in Deutschland landet vor dem Scheidungsrichter. Zudem wird von rund 10.000 Trennungen nicht ehelicher Lebensgemeinschaften ausgegangen. Zwar werden Trennungsfamilien heute kaum mehr diskriminiert, jedoch stellt eine Trennung ein kritisches Lebensereignis dar, welches es zu bewältigen gilt. Die Forschung zeigt, dass die Betroffenen unmittelbar nach der Trennung unter einer schlechten seelischen Verfassung leiden und ihre Erziehungsfähigkeit eingeschränkt ist. Andererseits zeigt die Befundlage auch, dass einem Großteil der Betroffenen eine positive Trennungsbewältigung gelingt und langfristig keine Unterschiede in der Belastung von Schei-

dungs- und Kernfamilien festzustellen sind. Dabei haben sich verschiedene Schutzfaktoren, wie eine konfliktarme Elternschaft, unterstützende Netzwerke und eine positive Eltern-Kind-Beziehung als entwicklungsförderlich erwiesen. Die Bedeutung des Zusammenspiels von Risiko- und Schutzfaktoren wurde bei der Tagung „Familien in Trennung und Scheidung“ immer wieder betont, wobei stets die Kinder im Mittelpunkt des Interesses standen.

„Trennung und Scheidung – so what?“ stellte *Ulrike Haerendel* bei der Eröffnung der Fachtagung fest und warf damit die Frage auf, ob eine Trennung bzw. Scheidung mittlerweile zur Normalität geworden sei. Obwohl eine Trennung zwar zunehmend als eine von vielen familialen Transitionen angesehen wird, darf nicht darüber hinweggegangen werden, dass viele Familien bei der Trennungsbewältigung Hilfe von außen benötigen. Aufgrund der hohen Trennungsrate und des damit verbundenen gestiegenen Bedarfs an Hilfsangeboten werden Forderungen an die Politik laut: Um ausreichend Unterstützungsmaßnahmen anbieten zu können, müssen grundlegende Rahmenbedingungen geschaffen werden. *Claudia Stamm*, B90/Die Grünen und Mitglied der Kinderkommission des Bayerischen Landtags, betonte dabei zwei zentrale Punkte: Zum einen umfasst eine Trennung die Verantwortlichkeit *beider* Elternteile, weshalb eine gleichberechtigte Behandlung der Eltern – insbesondere nicht ehelicher Eltern – gefordert wird. Zum anderen darf das Kindeswohl nicht aus dem Auge gelassen und das Kind muss als Subjekt mit eigenen Rechten gesehen werden. Mit diesen einleitenden Worten wurden bereits zwei wesentliche Aspekte der Tagung markiert: die Zentralstellung des Kindeswohls und die Bedeutung von Hilfsangeboten.

Eine Einführung in die aktuelle Forschungslage bot anschließend der Vortrag „Kinder in Trennungs- und Fortsetzungsfamilien: Risiken, Chancen und Herausforderungen“ von Professor Dr. *Sabine Walper*, wobei der Frage nachgegangen wurde, warum Kinder nach einer elterlichen Trennung unterschiedlich

belastet sind. Empirische Studien bestätigen individuell unterschiedliche Risiko- und Schutzfaktoren für die Anpassung vor, während und nach der Trennung. Unumstritten ist die schädliche Wirkung von Elternkonflikten auf die kindliche Entwicklung. Aber auch die Qualität der Beziehung zum getrennt lebenden Elternteil sowie Unterhaltszahlungen und der damit verbundene symbolische Wert „*Du bist mir was wert*“ beeinflussen die Auswirkungen der elterlichen Trennung auf die Kinder. Während des turbulenten Trennungsprozesses brauchen Kinder Stabilität, emotionale Sicherheit, feinfühliges Unterstützung, Orientierung und Perspektiven und nicht zuletzt erfolgreiche Friedensverhandlungen der Eltern. Daran anknüpfend wurde im Vortrag von PD Dr. *Karl Heinz Brisch* auf die „Bindungen von Kindern im Trennungs- und Scheidungskonflikt“ eingegangen. Für die Trennungsbewältigung der Kinder ist erwiesenermaßen die emotionale Verfügbarkeit und Feinfühligkeit der Eltern wichtig, weil in der Trennungssituation das Bindungsbedürfnis aktiviert wird. Doch was bedeutet dies für die Praxis? Aus bindungstheoretischer Sicht ist eine vom Familiengericht erzwungene Umgangsregelung nicht vertretbar, wenn es den aktuellen emotionalen Bedürfnissen des Kindes nicht entspricht. Bisher unterliegt die Bindungsdiagnostik der Freiwilligkeit der Eltern, wodurch das Kind im Zwangskontext zum schwächsten Glied wird. PD. Dr. *Brisch* forderte daher die stärkere Einbeziehung der psychopathologischen Perspektive in die justizielle Bewältigung der Trennung.

Um Kindern im Trennungsprozess mehr Raum zu geben, bieten *Astrid Schüler* und ihre Kollegen in Berlin ein strukturiertes Gruppenangebot für Kinder aus Trennungs- und Scheidungsfamilien an. In dieser geschützten Umgebung können die Kinder und Jugendlichen ihre Erfahrungen mitteilen und sich mit Gleichbetroffenen austauschen. Durch Ressourcenstärkung werden die Kinder bei der Trennungsbewältigung unterstützt, wodurch sich auch langsam eine Identität als Trennungskind entwickeln kann. Ferner werden die Kinder darin begleitet, ihre eigenen

Gefühle differenziert wahrzunehmen und auszudrücken. In begleitenden Elternabenden werden die Eltern für die Bedürfnisse ihrer Kinder sensibilisiert und im Umgang mit den Gefühlen der Kinder unterstützt.

Der zweite Tag in Tutzing begann mit einem Vortrag von *Hans Dusolt*, Leiter der Caritas-Beratungsstelle München-Sendling, zur „Rolle der Großeltern bei einer Trennung/Scheidung“ – ein bisher stark vernachlässigtes Thema. Denn auch die Großeltern sind von einer Trennung direkt betroffen: Sie haben Angst vor dem Verlust der Enkelkinder oder befürchten, Fehler in der Erziehung ihrer Kinder gemacht zu haben. Sie fühlen sich hilflos dem Trennungsprozess ausgeliefert und müssen neben Veränderungen in der eigenen Großelternrolle auch die Beziehung zum Enkelkind umgestalten. Für die Trennungskinder spielen die Großeltern dabei eine bedeutende Rolle: Sie können protektiv als soziale Unterstützung wirken und als Konstante im Trennungsprozess ihren Enkeln emotionale Sicherheit vermitteln. Andererseits können dysfunktionale Verhaltensweisen der Großeltern, wie das Parteiergreifen im Elternkonflikt oder konkurrierendes Verhalten gegenüber einem Elternteil, das Kind zusätzlich verunsichern. Um die Bindung und einen entwicklungsförderlichen Umgang sicherstellen zu können, sollte daher die Rolle der Großeltern in der Beratungspraxis berücksichtigt und sie gegebenenfalls mit einbezogen werden. Der Kontakt zu den Großeltern darf dem Kind nicht verwehrt werden, er ist rechtlich verankert (§ 1626 BGB) und sollte u. U. mit fachlicher Unterstützung und Begleitung sichergestellt werden.

Der Begleitete Umgang

Das Kindschaftsrecht sieht einen entwicklungsförderlichen Umgang beider Elternteile mit dem Kind vor. Leider sind einige getrennt lebende Elternteile nach der Trennung nicht in der Lage, diesen entwicklungsförderlichen Kontakt zum Wohle des Kindes zu gewährleisten bzw. den Kontakt zum Kind aufrecht zu

erhalten. Hier setzt der Begleitete Umgang (BU) an. In Form eines Interviews mit *Eliane Retz*, Fachberaterin Begleiteter Umgang im DKSB, bekamen die Teilnehmer der Fachtagung einen Einblick in die Möglichkeiten des BUs. Auf Basis der UN-Kinderrechtskonvention ist das Ziel der Maßnahme, Eltern und Kinder wieder in Kontakt zu bekommen und diesen zu fördern. Dies geschieht in einem neutralen, geschützten Rahmen in Anwesenheit einer dritten Person (UmgangsbegleiterIn). Ist das Kindeswohl gefährdet, wird der Umgang abgebrochen. Der BU kann von Selbstmeldern beansprucht werden, aber auch vom Jugendamt oder Familiengericht beauftragt werden (Zwangskontext). Beim DKSB wird der BU vor allem durch intensives ehrenamtliches Engagement ermöglicht: Durch eine umfassende ressourcenaktivierende und -stärkende Ausbildung können sich Interessierte zu UmgangsbegleiterInnen ausbilden lassen. Leider mangelt es an männlichen Umgangsbegleitern. Durch intensiven Austausch mit den Fachkräften und verpflichtenden Supervisionen, wird sichergestellt, dass die UmgangsbegleiterInnen geschützt werden. Während die Aufsichtsperson für das Wohl des Kindes im Umgang sorgt, sind die Fachkräfte die Ansprechpartner für die Eltern in Fragen rund ums Kind. Die Fachkräfte stehen wiederum im intensiven Austausch mit dem Jugendamt – vor und während des BUs und auch noch danach. Ein Vorteil von ehrenamtlichen Umgangsbegleiterinnen ist nicht nur die Möglichkeit, besser Zugang zur Lebenswelt der Familien zu bekommen, sondern es werden auch personelle Lücken gefüllt. Denn aufgrund des Mangels an Anbietern und der Dauer einer BU-Maßnahme, sind die personellen Ressourcen häufig ausgeschöpft. Erfahrungsgemäß führen lange Wartezeiten wiederum zu einer größeren Abbruchrate. Dem kann zwar mit Ausbildung von Ehrenamtlichen entgegengewirkt werden, jedoch ist langfristig auch ein Umdenken auf politischer Ebene notwendig. Zudem sollte sich die Forschung stärker dem BU und dessen Wirksamkeit widmen, um der Maßnahme

empirische Sicherheit zu geben.

Die Cochemer Praxis

Eine weitere Möglichkeit, Eltern wieder die eigenständige Verantwortung für ihre Kinder zu ermöglichen, bietet die Cochemer Praxis. Da am Trennungs- und Scheidungsprozess verschiedene Professionen (wie Rechtsanwältin, Familiengericht, Jugendamt oder Lebensberatungsstellen) beteiligt sind, arbeiten diese hier miteinander vernetzt. In Zusammenarbeit mit interdisziplinären Fallteams aus unterschiedlichen Disziplinen wird eine einvernehmliche Lösung der Eltern angestrebt. Durch die intensive Vernetzung profitieren nicht nur die Eltern, sondern auch die unterschiedlichen Professionen voneinander. *Barbara Petri* vom Kreisjugendamt Cochem-Zell plädiert deshalb für eine stärkere Einbindung unterschiedlicher Fachbereiche schon während des Studiums bzw. der Ausbildung. Offen bleibt die Frage, wie der Ansatz der Cochemer Praxis zum Beispiel auch in ländlicheren Regionen oder bei Personal- und Finanzierungsmangel umzusetzen ist. Zudem müssen wirksame Angebote bedarfsgerecht gestaltet sein, um den Besonderheiten unterschiedlicher Klientel, wie hochkonflikthaften Familien, gerecht zu werden.

Hochkonfliktvolle Familien

Aus der Praxis hört man immer wieder von Schwierigkeiten bei der Unterstützung von hochkonfliktvollen Familien in bekannten Settingstrukturen – aus der Forschung sind zudem die schädlichen Auswirkungen intensiver Streitigkeiten auf die Erwachsenen und auf die Kinder bekannt. Die bundesweite Studie des Deutschen Jugendinstituts „Kinderschutz bei hochstrittiger Elternschaft“ hat sich dem Thema Hochkonfliktigkeit genauer gewidmet. Neben Charakteristika von hochkonfliktvollen Eltern wurde untersucht, welche Interventionsmaßnahmen Eltern als besonders wirksam einschätzen. Dabei hat sich herauskristallisiert, dass hochkonfliktvolle Eltern vor allem Einzelangebote als hilf-

reich bewerten, während Angebote im Beisein des ehemaligen Partners negativ bewertet wurden. Beim „Markt der Möglichkeiten“ hatten anschließend unterschiedliche Hilfemaßnahmen und Initiativen die Möglichkeit, sich vorzustellen. Es zeigte sich, dass es mittlerweile zahlreiche Angebote für Trennungs- und Scheidungsfamilien gibt, welche von offenen Elterntreffs über institutionelle Angebote auf Individuums- und Paarebene bis hin zu strukturierten Gruppenangeboten reichen.

Das Sorgerecht

Der letzte Tag in der Tutzinger Akademie wurde mit der juristischen Perspektive auf den Trennungsprozess eröffnet. Rechtsanwältin Dr. *Annegret Wiese* informierte über Aspekte der „elterlichen Sorge“ (bis 1979: „elterliche Gewalt“). Das Sorgerecht umfasst die Personen- und Vermögensfürsorge, wonach die Eltern bestimmen, wie die Erziehung zum Wohle des Kindes zu gestalten ist (§ 1626 BGB). Bei einer elterlichen Trennung kommt es häufig zu Sorgerechtsstreitigkeiten, welche insbesondere bei Meinungsverschiedenheiten in der Kindererziehung zu einem *Ringens um das Kind* werden können. Bei der gemeinsamen elterlichen Sorge sollten die Eltern eine konsensfähige Lösung zum Wohle des Kindes anstreben, da grundlegende Angelegenheiten, welche für die Entwicklung des Kindes relevant sind, gemeinsam entschieden werden müssen. Ist eine einvernehmliche Lösung nicht möglich, sind die Streitereien der Eltern zu intensiv und somit eine förderliche Entwicklung und das Kindeswohl gefährdet, wird das alleinige Sorgerecht ausgesprochen. Die Kindeswohlprüfung erfolgt dabei anhand des Kontinuitäts- und Förderungsprinzips, der Bindungstoleranz und der Subjektstellung des Kindes.

Rechtlich weitaus schwieriger gestaltet sich die Situation von nicht ehelichen Kindern. Aufgrund der steigenden Zahl nicht ehelich geborener Kinder wird verstärkt eine juristische Klarheit gefordert. Bisher ging das Sorgerecht nach der Trennung ausschließlich

FAMILIEN IN TRENNUNG UND SCHEIDUNG

an die Mutter, was im Jahr 2010 als verfassungswidrig erklärt wurde, da dies die Väter benachteiligt. Derzeit werden noch verschiedene Lösungen diskutiert. Bei der *kleinen Lösung* bekommt die Mutter weiterhin das Sorgerecht und somit die rechtliche Sicherheit, wobei der Vater die elterliche Sorge gerichtlich einfordern kann. Bei der *großen Lösung* bekommen beide Elternteile ab Geburt des Kindes das Sorgerecht. Die Mutter hat dann innerhalb von vier Wochen die Möglichkeit, das alleinige Sorgerecht einzufordern. Bis es nun zu einer Gesetzesänderung kommt, erhält die Mutter weiterhin das alleinige Sorgerecht und der Vater kann das Sorgerecht beantragen, was die Mutter innerhalb von acht Wochen nach der Geburt des Kindes einklagen kann („Altfälle“ werden gesondert überprüft). Jedoch kann die Mutter nach der Geburt hormonell und emotional aufgewühlt und dadurch verunsichert sein, ob der Vater seine Verantwortung und Pflichten übernehmen wird, weshalb sie möglicherweise das väterliche Sorgerecht einklagt bzw. den Namen des Vaters nicht angibt. Daher sollte zukünftig stärker der Einzelfall überprüft werden, um so die Eignung der Eltern und das Kindeswohl im Blick zu haben sowie eine adäquate Unterstützung anbieten zu können.

Diese Forderung wurde auch in der Podiumsdiskussion zum Thema „Kinder zwischen richterlichen Entscheidungen und elterlicher Praxis“ aufgegriffen. Die rechtlich

verankerte Beratung nach einer Trennung soll Eltern aktiv statt re-aktiv bei einer entwicklungsförderlichen Erziehung unterstützen, sowie darin, eine einvernehmliche Lösung in Bezug auf das Sorgerecht zu finden, ohne dabei die Kinder zu instrumentalisieren und in Loyalitätskonflikte zu verwickeln. Zudem kann eine Beratung zu einer guten Regelung bezüglich des Unterhalts beitragen, damit der Unmut über ausbleibende Zahlungen nicht über das Kind ausagiert wird. Die rechtliche Verankerung von Trennungsberatung steht jedoch vor dem Dilemma *Freiwilligkeit versus Beratungspflicht*. Es wird gefordert, dass Kindschaftsfragen nicht alleine beim Familiengericht geklärt werden sollten, sondern mehr in den Beratungskontext verlagert werden, wo auch ein Wissen über Alltagsangelegenheiten vorhanden ist. Dies macht wiederum eine verstärkte Kooperation und Vernetzung unterschiedlicher Professionen unabdingbar. Durch die bisherige *friedliche Koexistenz* der einzelnen Disziplinen bestehen Unklarheiten, wie das Recht zu leben ist, statt einer gemeinsam getragenen Lösung mit dem Kindeswohl im Mittelpunkt, was auch als Vorbild für die Eltern dienen kann (s.a. Cochemer Praxis). Wird das Konzept der gerichtsnahen Beratung ausgebaut und eine bessere Vernetzung unterschiedlicher Disziplinen gefördert, ist folglich eine rechtliche Klarheit seitens der Professionen und seitens der Eltern wichtig. Die Beratungspflicht sollte daher stärker mit der

elterlichen Verantwortung verbunden werden. Dabei müssen neben der Betonung der Elternrechte und -pflichten die Elternkompetenzen gestärkt werden und die Eltern wieder handlungsfähig gemacht werden. Dies stellt auch eine Basis für den weiteren Lebensverlauf der Elternteile und auch der Kinder dar. Denn durch Trennung/Scheidung, Tod oder neue Partnerschaften der Eltern, erfahren Kinder vielfältige Familienformen im Laufe ihres Lebens. Diese Transitionen sind mit zahlreichen Veränderungen verbunden und erfordern Anpassungsleistungen bzw. Entwicklungsaufgaben auf der *individuellen Ebene*, auf der *Beziehungsebene* und auf der *Ebene der Lebensumwelt*. Einfluss auf die Bewältigung der Entwicklungsaufgaben hat dabei die Wahrnehmung der Zugehörigkeit zur Familie.

Abschließend lässt sich festhalten: Kinder brauchen auch nach der Trennung beide Eltern – solange ein entwicklungsförderlicher Kontakt gewährleistet werden kann. Idealerweise unterstützen interdisziplinär vernetzte Hilfeangebote, die die Subjektstellung des Kindes im Fokus haben, die individuellen Fälle. Damit sind Forderungen an die Politik verbunden: Neben rechtlicher Klarheit muss die Familienbildungslandschaft ausgebaut und der personelle und finanzielle Ressourcenmangel angegangen werden. Erst dann kann eine umfangreiche Sicherung des Kindeswohls und eine entwicklungsförderliche Erziehung gewährleistet werden. ■

Vom Glück, mit eigenen Händen zu schaffen

Handwerk – mit goldenem Boden?

Selber machen – das ist ein Glück für Kinder, Erwachsene und Ältere. Die Ergebnisse sind ein mannigfaltiger Kosmos. Er reicht vom Acker bis zur Werkstatt oder ins Atelier, von der Backstube in die Fabrik, von der Schmiede ins Stahlwerk. Doch angesichts wachsender Hightech-Produkte ist zu fragen, ob und welche Zukunft das Handwerk hat?

Hat das Handwerk wirklich noch einen goldenen Boden? Unzählige Berufe, Jahrhunderte alte Fertigkeiten, Künste des Erzeugens und Schaffens, gehen verloren. In den Schulen verschwinden die Werkzeuge und es wächst das Unwissen über die gegenständliche Welt. Wer versteht heute noch die Mechaniken einer Uhr oder eines Motors?

In Zusammenarbeit mit dem Heimatpfleger Stefan Hirsch, Leiter der Fachberatung für Heimatpflege, Benediktbeuern, ging Studienleiter Jochen Wagner der Frage nach, ob handwerkliches Können im Verschwinden begriffen ist oder etwas zutiefst Menschliches mit wachsender Zukunft.

Aus dem Vortrag der Philosophin und freien Autorin Svenja Flaßpöhler nachfolgend ein Auszug:

Svenja Flaßpöhler

Begreifen – Denken als Handwerk. Zwischen Genuss und Burnout

Manchmal, wenn ich an meinem Schreibtisch sitze und mehr oder weniger verzweifelt versuche, einen Gedanken zu fassen, beneide ich die Handwerker. Während sich mir mein Gegenstand ständig entzieht, weist der ihre eine unbezweifelbare, in einem ganz buchstäblichen Sinne greifbare Materialität auf, die sich nach Maßgabe klar zu benennender Arbeitsschritte zum gewünschten Gegenstand umformen lässt. Ein Stück Holz zum Beispiel besitzt eine Festigkeit, eine Struktur, eine Widerständigkeit, die mit den Händen gefühlt und entsprechend bestimmter Vorgaben bearbeitet werden kann. Der Handwerker hat gelernt, wie er mit seinem Material umzugehen hat, wann er wie welches Werkzeug anwendet; und je routinierter er im Umgang mit dem Material ist, desto leichter fällt es ihm, es zu bearbeiten.

Nun muss natürlich auch ich, wenn ich denke, in gewisser Weise geübt sein und mein Handwerk beherrschen. So muss ich zum Beispiel, wenn ich ein Phänomen begreifen und also sein Wesen möglichst präzise auf den Begriff bringen will, mit Sprache umgehen können. Begreifen heißt verstehen – und es ist durchaus bezeichnend, dass die ursprüngliche Bedeutung des bereits seit dem 8. Jahrhundert nachweisbaren Verbs ‚begreifen‘ ‚ergreifen‘ und ‚umgreifen‘ war. Bei Babys und klei-



Foto: privat

nen Kindern ist das Begreifen beziehungsweise das Greifen wollen ja tatsächlich noch ganz unmittelbar an das Greifen gekoppelt. Wonach sie greifen, um es anschließend in der Hand zu drehen und zu befühlen, das interessiert sie. Je älter wir werden, desto stärker koppelt sich das Begreifen vom realen Zugriff auf einen Gegenstand ab. Das Werkzeug des Verstehens ist jetzt nicht mehr nur die Hand beziehungsweise die Handlung, sondern vor allem die Sprache. Bevor ich einen Zusammenhang begriffen habe, kann ich ihn zwar intuitiv erahnen und eine vage Vorstellung von ihm haben – Form und Gestalt aber bekommt er erst durch das Wort, das abstrakte Wort, mit dem ich dennoch so präzise und konkret wie möglich erfassen will, was ich meine.

Wie genau aber ich es eigentlich schaffe – beziehungsweise ob ich es überhaupt schaffe –, einen Zusammenhang wirklich zu begreifen beziehungsweise auf den Begriff zu bringen, ist damit noch längst nicht gesagt. Was muss ich tun, damit sich ein vager Gedanke in eine exakte sprachliche Formulierung übersetzt? Wie gelingt es mir, diesen oder jenen Zusam-

Ströhmer Computersysteme GmbH

Gesellschaft für:
**Beratung,
Programmierung
und Vernetzung mbh**

aus Ingolstadt

T U S E R - h e l p d e s k
I N T E R N E T
d a t e n b a n k
p r o g r a m m i e r u n g
a u s i n g o l s t a d t

www.stroehmer.de

email: computersysteme@stroehmer.de

Hans-Denck-Str. 17 ■ 85051 Ingolstadt ■ Tel: 08450/91120 ■ Fax: 08450/1467

menhang zu begreifen? Was muss ich machen, damit sich mir Geist einhaucht? Gibt es eine Anleitung für produktives, kreatives Denken? Oder einen Bauplan für das Erstellen eines Textes? Natürlich kann ich mir wie ein Handwerker, der sich ein Regal, das er bauen will, erst einmal aufzeichnet, eine Skizze anfertigen, bevor ich einen Gedanken niederschreibe. Dafür muss ich den zündenden Gedanken aber erstens erst einmal haben; und zweitens ist eine Textskizze naturgemäß unpräziser als eine Regalskizze. Die Regalskizze sieht schon ungefähr so aus wie das fertige Regal, ihr Maßstab ist lediglich kleiner. Eine Textskizze hingegen besteht lediglich aus einer Gliederung und ein paar Stichworten; eine mehr oder weniger exakte Abbildung des großen Ganzen liefert sie mithin keineswegs.

Menschen, die mit ihrem Kopf arbeiten und sich über ihre Kreativität definieren, geraten in schwere Krisen, wenn sie merken, dass sie nichts Neues mehr hervorbringen. Der Handwerker hingegen hat überhaupt nicht den Anspruch, dass die Dinge, die er herstellt, neu sein müssten. Wenn ich zum Beispiel bei der Töpferin auf unserem Wochenmarkt eine Tonschüssel kaufe, dann kann ich mich zwar zwischen einer roten, blauen oder grünen entscheiden, und natürlich ist jede der Schüsseln insofern besonders, weil sie nun einmal mit der Hand gefertigt wurden. Im Grunde aber haben alle Schüsseln denselben Stil und sind auf dieselbe Art und Weise hergestellt worden. Die Töpferin hat eine ganz bestimmte Methode entwickelt, nach der sie routiniert alle ihre Gefäße herstellt, und niemand käme auf die Idee, ihr das vorzuwerfen. Wenn aber ein Schriftsteller Bücher schreibt, die sich allzu sehr ähneln, wird ihm völlig zu Recht fehlende Phantasie vorgeworfen. Dem fällt wohl überhaupt nichts mehr ein, so sagt man dann, oder: ach Gott, schon wieder nach diesem Strickmuster. Wie langweilig!

Zudem ist die Schüssel der Töpferin irgendwann, und auch das unterscheidet das Handwerk von philosophischer, wissenschaftlicher oder künstlerischer Arbeit, ganz einfach fertig. Die Töpferin hat das Gefäß geformt, bemalt, gebrannt – also wird es ins Regal gestellt oder verkauft und ein weiteres angefertigt. Philosophen, Wissenschaftler und Künstler hingegen haben höchst selten das Gefühl, dass ein Werk wirklich vollendet ist. Kann man nicht an jedem Satz immer

noch ein bisschen mehr feilen? Fehlt nicht hier noch eine Passage, ein Farbtupfer, ein Argument? Ist der Schluss wirklich schlüssig? Und könnte man dort nicht noch eine schöne Allegorie einfügen? Der Handwerker trennt sich leicht von seinem Werk, weil es schlichtweg nichts mehr an ihm zu tun gibt. Der Künstler oder Philosoph hingegen hält es fest, will es nicht herausgeben wie ein anal-retentiver Geizhals, weil er ständig glaubt, ihm noch etwas hinzufügen zu müssen.

Kurz und gut: Ich stelle mir den Handwerker als einen wesensmäßig ausgeglichenen Menschen vor. Als einen Menschen, der, wenn er am Abend seine Werkstatt zuschließt, vielleicht manchmal nicht ganz so viel geschafft hat, wie er eigentlich wollte, aber immerhin etwas geschafft hat, und dieses Etwas kann er sehen, denn es liegt auf seiner Werkbank. Der Anblick seines Tagwerks beruhigt ihn und stellt ihn zufrieden; zu übertriebenem Stolz, gar Größenwahn, fühlt er sich aber nicht bemüßigt. Die Triebfeder des handwerklichen Tuns ist weder Narzissmus, noch übertriebener Ehrgeiz, sondern eine Mischung aus Pflichtbewusstsein und Liebe zum Gegenstand. Wenn der Handwerker auf irgendetwas stolz ist, dann auf seinen Beruf und auf die Tradition, in der er steht. Und genau diese Tradition ist es auch, gegenüber der er sich verpflichtet fühlt und aus der er seine Kraft, sein Selbstbewusstsein zieht; an einem wie auch immer gearteten sozialen Aufstieg ist er somit im Grunde überhaupt nicht interessiert. Er gehört – oder gehörte zumindest früher – einer Zunft an – und das genügt ihm. Zumindest stelle ich mir das in meinen neidvollen Tagträumen so vor.

In der heutigen Zeit, in der alle immer gestresster und Berühmtheitsmodelle mehr und mehr zu Lebensmodellen werden, neigen wir nur allzu leicht zur Verklärung des vermeintlich so ehrlichen, bodenständigen, zünftigen Handwerks. Handwerk, das klingt für uns heute nach Rechtschaffenheit, Fleiß, Traditionsverbundenheit, ja, nach einer gewissen Demut, die ihn, den Handwerker davor bewahrt, zu viel auf sich zu halten oder zu viel zu wollen. Aber können nicht auch Handwerker aus reiner Profitgier maßlos ehrgeizig sein? Was ist mit dem Konkurrenzdruck, mit dem doch gewiss auch sie zu kämpfen haben? Und wie befriedigend ist es eigentlich wirklich, sein Leben lang Tische zu bauen und Fliesen zu legen? Stellt sich nicht zwangsläufig mit

den Jahren eine gewisse Abstumpfung und Frustration ein? Vor allem aber die körperliche Belastung so manch eines Handwerksberufs wird leicht übersehen – ich denke da zum Beispiel an den türkischen Schuster bei mir um die Ecke, der tagtäglich Dämpfe einatmet, die so riechen, dass sie nicht gesund sein können; oder an meinen ersten Freund, der Fleischerlehrling war und ständig irgendwelche schweren Wannen und Schweinehälften schleppen musste. Andererseits kann ich aber auch nicht gerade sagen, dass ich als Kopfarbeiterin wunderbar in der Balance wäre, nur weil ich auf einem ergodynamischen Stuhl sitze. Wenn ich arbeite, bewege ich nur meine Pupillen, die den Zeilen auf einer Buchseite beziehungsweise, wenn es mit dem Schreiben doch einmal klappt, dem Zeichen ausscheidenden Cursor im Worddokument folgen, sowie meine Fingerspitzen auf der Tastatur. Der Rest meines Körpers bleibt mehr oder weniger regungslos, weshalb ich abends häufig joggen gehen muss, um mich abzureagieren. Handwerker hingegen reagieren sich den ganzen Tag über ab, indem sie Mörtel anrühren, Küchenanrichten bauen oder Autos reparieren. Meinem ostfriesischen Stiefvater zum Beispiel, der, als ich ungefähr drei, vier Jahre alt war, eine kleine Autowerkstatt betrieb, um sein Studium zu finanzieren, wäre nicht im Traum eingefallen, abends nach getaner Arbeit Sport zu treiben. Meistens, wenn ich bei ihm war, lag er schraubend unter irgendeinem Auto, und das war ihm anstrengend genug. Doch trotz oder gerade wegen der körperlichen Anstrengung war mein Stiefvater nie gestresst. Und auch meine Anwesenheit hat ihn, obwohl ich erst drei oder vier war, nicht im Geringsten aus der Ruhe gebracht oder bei der Arbeit behindert. Während er unter dem Auto schraubte und schnaufte, erzählte ich ihm irgendwelche Geschichten, reichte ihm sein Werkzeug oder spielte mit dem Wagenheber.

Heute habe ich selbst ein Kind, eine dreieinhalbjährige Tochter. Wenn ich arbeite, ist sie in der Kita oder auf dem Spielplatz, keinesfalls aber in meinem Arbeitszimmer. Undenkbar, dass sie mir, während ich schreibe, Geschichten erzählt; ich würde sofort den Faden verlieren und früher oder später auch die Geduld. Wenn einer Näherin der Faden aus der Nadel rutscht, geht dadurch nichts verloren; sie steckt den Faden wieder durchs Nadelöhr und näht weiter. Mir hingegen kann

es passieren, dass ich, wenn ich unterbrochen werde, nicht nahtlos wieder ansetzen kann. Der Gedanke ist ganz einfach weg, und zurück bleibt ein Text, der jäh abreißt. Während ich das hier schreibe, fällt mir plötzlich ein Bild ein, ein Foto, das ich vor vielen Jahren in irgendeiner Zeitschrift gesehen habe. Das Bild zeigt einen Schriftsteller, welchen, weiß ich nicht mehr. Der Schriftsteller sitzt an seiner Schreibmaschine vor einer weit geöffneten Balkontür, sein Oberkörper ist nackt, es ist also offensichtlich Sommer; und während er konzentriert auf das Blatt in seiner Maschine schaut, hält er mit seiner rechten Hand das eine Ende eines Bindfadens. Das andere Ende des Fadens hält ein kleines Mädchen; genauer gesagt ist es gerade dabei, den Faden aufzurollen. Ich habe dieses Bild nie vergessen, weil ich seine Botschaft so rührend wie großartig fand: Durch das gemeinsame Bindfadenaufrollen halten Vater und Tochter buchstäblich die Verbindung, ja, sie kommen sich sogar immer näher, auch wenn beide gedanklich mit vollkommen anderen Dingen beschäftigt sind.

Und das Bild verrät bei genauerem Hinsehen noch etwas – denn das Herstellen eines Textes hat ja tatsächlich viel mehr mit Faden, Zwirn und Garn zu tun, als man zunächst einmal annehmen würde. Nicht umsonst spricht man zum Beispiel von einem so genannten Textgewebe. Die Weberin arbeitet mit so genannten Kettfäden, durch die sie den Schussfaden mit Hilfe eines Webschützens hindurchzieht. Das Ineinanderkreuzen von Kett- und Schussfaden sorgt also für eine Struktur, die sich sukzessive zu einem Stoff verdichtet. Was aber wäre der Kett-, was der Schussfaden im Prozess des Denkens respektive Schreibens? Ist der zugrunde liegende Kettfaden des, sagen wir, Dichters, die Assoziationskette, der Schussfaden der Rhythmus? Und was ist der Kettfaden, was der Schussfaden beim Philosophieren? Oder ist der Kettfaden die Wahrheit, der Schussfaden die Methode? Oder genau umgekehrt? Und nicht nur das Weben, auch viele andere Arbeitstechniken dienen als Bild für Schreiben bzw. Denkvorgänge. Gedanken werden miteinander ‚verknüpft‘ oder ‚verflochten‘, manch ein eilig angefertigter Text wurde ‚mit heißer Nadel gestrickt‘, und manchmal fangen Denker und Denkerinnen auch ganz einfach an zu ‚spinnen‘.

Hat das Denken beziehungsweise Schrei-

ben also doch mehr mit dem Handwerken zu tun, als man zunächst einmal annehmen möchte? Und ist geistiges Tätigsein womöglich auch um einiges weiblicher, als der patriarchal geprägte Kurzschluss Geist – Mann; Körper – Frau nahe legt? Warum sonst die vielen Metaphern, die sich auf traditionell weibliche Tätigkeiten beziehen? Tatsächlich gibt es noch einen weiteren Handwerksberuf, der sogar heute noch ausschließlich von Frauen ausgeübt wird und der dennoch von niemand geringerem als Sokrates vor weit mehr als 2000 Jahren mit dem Denken in Verbindung gebracht wurde. Ich meine die Mäeutik, die so genannte Hebammenkunst. Sokrates, der berühmte antike Dialektiker, bezeichnete die Kunst der Gesprächsführung als Hebammenkunst, und er selbst beherrschte diese Kunst perfekt. Durch sein geschicktes Fragen vermochte er jene Wahrheit, die in seinen Gesprächspartnern schlummerte, ans Tageslicht zu befördern – ganz so, wie eben auch eine Hebamme einer werdenden Mutter durch gekonnte Handgriffe bei der Geburt ihres Kindes hilft. In der Tat ähneln sich Denken und Geburtsakt ja in vielerlei Hinsicht: Der Schmerz, den eine Gebärende empfindet, wenn sie ein Kind zur Welt bringt, ist durchaus vergleichbar mit der Pein des Denkers, wenn er hochkonzentriert einen Gedanken gebiert, indem er ihn aufzuschreiben versucht und dabei immer wieder umschreibt. Desweiteren wird vor diesem Hintergrund verständlicher, warum so mancher Denker sich von einem vollbrachten Werk nur so schwer trennen kann; denn welche Mutter trennt sich schon gern von ihrem Kind? Und sprechen wir nicht auch davon, dass wir mit einem Gedanken ‚schwanger gehen‘, bevor wir ihn zu Papier beziehungsweise zur Welt bringen? Langsam, ganz langsam wächst der Gedanke heran, und je mehr Zeit man ihm lässt, desto besser gedeiht er, bis er irgendwann ganz von selbst das Signal gibt, dass er bereit ist für die Welt. So gesehen muss man einem Gedanken durchaus nicht angestrengt und verzweifelt hinterherjagen, wie ich es am Anfang dieses Vortrags behauptet habe. Vielmehr geht es darum, sich in Geduld zu üben. Der geduldige Denker empfindet die Unvollkommenheit seiner Gedanken nicht als quälend, sondern als lustvoll. Wie eine schwangere Frau ist er guter Hoffnung, dass sie, die Gedanken, früher oder später das Licht der Welt erblicken, wenn er ihnen nur genug Zeit

und Ruhe zum Reifen lässt.

Und apropos Schwangergehen: Tatsächlich ist ja gerade langes, ausdauerndes Gehen für denkende, kreative Menschen der beste Weg, um einen Gedanken wachsen zu lassen. Während der Zimmermann auf der Walz seinen Erfahrungsschatz erweitert und sich neue Arbeitsweisen aneignet, wiegt sich der schwangergehende Denker wohl im Rhythmus seiner Schritte und lässt gewissermaßen träumend Gedanken in sich heranreifen. Nicht umsonst sprechen wir von Gedankengängen und von Argumentationsgängen und davon, dass wir einem Denker in seinem Denken folgen oder auch nicht folgen können. Das Wandern ist somit nicht nur des Müllers, sondern auch des Denkers, der Denkerin Lust. Durch das Gehen kommt das Denken voran, und zwar selbst dann, wenn der eingeschlagene Weg nirgendwo hinführt wie etwa ein Holzweg. Holzwege: so heißt eine Schrift des Philosophen Martin Heidegger. Der Holzweg ist ein Weg zur Bewirtschaftung des Waldes, er ist einzig für den so genannten Holzeinschlag gedacht und führt häufig lediglich, wenn er denn überhaupt irgendwo hinführt, zu Holzsammelstellen. Im übertragenen Sinne ist der Holzweg deshalb ein Irrweg: Wer auf dem Holzweg ist, sollte schleunigst wieder umkehren. Für Heidegger aber hat der Holzweg nicht nur für Holzfäller einen Wert, sondern auch für Denker. Wer auf dem Holzweg ist, bewegt sich jenseits der ausgetretenen Pfade, und ohnehin besteht Denken für Heidegger nicht im Erreichen eines Zieles, sondern im Beschreiten eines Weges; ob er irgendwo hinführt, ist zweitrangig.

Der Denker verfügt also letzten Endes doch über spezifische Techniken, um einen Gedanken hervor- beziehungsweise auf den Begriff zu bringen. Und so wie die Techniken des Handwerks sind auch die Techniken des Denkens zutiefst körperlich, ja sinnlich. Streicht ein Denker seine Körperlichkeit aus, gelingt ihm lediglich eine gezwungene, verkrampfte, lust- und fleischlose Kopfgeburt. Denkt er hingegen mit und durch seinen Körper, spürt er, dass er das, was er vermeintlich nicht zu greifen vermag, längst in sich trägt. ■

Literaturhinweis: Svenja Flaßpöhler, Wir Genussarbeiter – Über Freiheit und Zwang in der Leistungsgesellschaft, Deutsche Verlags-Anstalt, München 2011)

Demokratie lernen. Wo? Wie? Wozu?

„It's the democracy, stupid!“

Die alliierten Siegermächte hatten 1945 beschlossen, dass die Deutschen endlich zu Demokraten erzogen werden müssten. Das entsprechende Programm hieß Reeducation. Die parlamentarische Demokratie sollte fortan das ersprießliche Zusammenleben der Bürgerinnen und Bürger regeln. Was aber ist ein demokratischer Bürger? Welche Kompetenzen oder Fähigkeiten hat er oder sollte er haben?



Flankierend zum Tagungsgeschehen wurden sieben gelungene Projekte des Demokratie-Erlernens mit der Methode der „Präsentissage“, einer Verknüpfung von Präsentation und Vernissage, dargestellt.



FOTOS: SCHWANEBECK

Wo findet überhaupt Demokratie-Lernen statt? Wie wird Demokratie eigentlich erlernt? Und wozu müssen demokratische Verhaltensweisen erprobt und eingeübt werden? Auf diese drei Fragen wollte das „4. Netzwerkforum der politischen Bildung in Bayern“ Antworten finden.

Studienleiter Axel Schwanebeck und Miriam Apfelstaedt, Geschäftsführerin vom Netzwerk Politische Bildung Bayern, diskutierten und präsentierten gelungene Projekte des Demokratie-Lernens. Studiendirektor Fritz Multrus, Fachreferent für Sozialkunde beim Ministerialbeauftragten für die Gymnasien in Schwaben, fasste die Ergebnisse der Tagung für uns zusammen:

Fritz Multrus

„It's the democracy, stupid!“ Demokratie lernen – Wo? Wie? Wozu? 4. Netzwerkforum der Politischen Bildung Bayern

Die jährliche Tagung des „Netzwerks Politische Bildung Bayern“ fand in der Evangelischen Akademie Tutzing am Starnberger See statt. Im Mittelpunkt stand das Demokratielernen. Dr. Christian Boeser, der Spiritus rector des Projekts, brachte das Konzept zum Ausdruck: „Politische Bildung muss sich ändern! Wir müssen auf die Leute zugehen!“

Demokratie lernen - Wo es geht

Am ersten Tag wurden sieben gelungene Projekte dargestellt. Die Vorstellung reichte von „Demokratie lernen auf öffentlichen Plätzen“ über „Demokratie lernen im Garten“, ein Beispiel interkultureller Gartenarbeit, dem studentischen Projekt

„demokratix“, das studentische Beteiligung an der Universität verbessern soll, bis hin zu „Change In“ des Freiwilligenzentrums der Stadt Augsburg und zu „Demokratie lernen in Gedenkstätten und Bildungszentren“.

Partizipatorisches Demokratiemodell

Zunächst hielt Professor Joachim Detjen, Universität Eichstätt, unter dem Titel „Demokratie lernen - Wozu?“ quasi als theoretische Grundlage ein engagiertes Plädoyer für ein partizipatorisches Demokratiemodell. Problematisch wurde von Teilnehmern der damit verbundene hohe Anspruch an den Einzelnen gesehen, den wohl auch die beste politische Bildung nur in Ansätzen erfüllen kann. Im Zentrum der Diskussion stand die Frage, wie Misserfolge und Frustrationen bei Partizipationsversuchen nicht zur Resignation, sondern trotzdem zu einem kontinuierlichen Engagement führen können.

Demokratie lernen im Straßenverkehr

Anschließend präsentierte Professor Heiner Monheim, Universität Trier, eine radikal andere Sichtweise der Verkehrspolitik. Sein Konzept „Friedliche Koexistenz im Verkehr durch Shared Space“ besteht darin, nicht nur die Interessen der Autofahrer, sondern auch die der Anwohner, Fußgänger und Fahrradfahrer zu berücksichtigen. Dies soll in einem „Modell für einen solidaren Interessenausgleich in der Demokratie“ zur Geltung gebracht werden. Stuttgart 21 ist für ihn das Musterbeispiel einer von oben herab verordneten und nicht mehr zu kontrollierenden Verkehrspolitik.

„Open Space Technology“ - Arbeitsgruppen

Daraufhin wurden Ideen und Projekte zu spontan vorgetragenen Konzepten vorgestellt. In einer Gruppe wurde die Idee einer Spielenacht mit Computern in der Schule mit dem Programm „Genius: Im Zentrum der Macht“ diskutiert. Damit könnte man möglicherweise Jugendliche erreichen, die sonst kaum für Politik zu interessieren sind. Als Ergebnis wird für das nächste Schuljahr eine Lehrerfortbildung an der Universität Augsburg und ein konkretes Schulprojekt geplant. Manch andere Ideen waren vielleicht etwas vage und unausgegoren, aber wenn jeder Teilnehmer nur ein einziges Projekt mit nach Hause nimmt und umsetzt, ist die Veranstaltung schon ein großer Gewinn.

Podiumsdiskussion mit Politikern des Bayerischen Landtags

Den Abschluss bildete eine Diskussion mit Landtagsabgeordneten aus allen Fraktionen: Anne Franke (B'90/Die Grünen), Professor Ursula Männle (CSU), Julika Sandt (FDP), Professor Michael Piazzolo (Freie Wähler) sowie Dr. Linus Förster (SPD).

Das Netzwerk Politische Bildung hat offensichtlich mittlerweile ein solches Renommee, dass wirklich alle Abgeordneten den Weg nach Tutzing auf sich nahmen. Erstaunlich bei solchen Veranstaltungen ist immer wieder, dass die politische Bildung so viele Freunde und Unterstützer in der Politik hat. Den Teilnehmern auf dem Podium wurde dann aber vorgehalten, dass ihre schönen und wohlgemeinten Aussagen nicht mit der Realität übereinstimmen. Kürzungen von Geldern für die politische Bildungsarbeit und auch die Abschaffung eines eigenständigen Sozialkundeabiturs sprechen eine andere Sprache. Die



FOTOS: SCHWANEBECK

immer wieder erwähnten Musterbeispiele, z. B. das Planspiel für Schüler im Bayerischen Landtag, dienen nur dazu, die Defizite der politischen Bildung in der Schule zu überspielen – so der Vorwurf. Nur Dr. Linus Förster äußerte eine vehemente Kritik an den mangelnden Ressourcen der schulischen und außerschulischen politischen Bildung.

Politische Bildung deluxe?

Trotz der anregenden Tagung müssen einige Punkte angemerkt werden: Der hohe Teilnehmerbeitrag von 130 € wirkt trotz des luxuriösen Ambientes der Evangelischen Akademie als erhebliches Hindernis für die Teilnahme. So hätte die aufwändig und sorgfältig vorbereitete Tagung sicherlich viel mehr als die knapp 50 Teilnehmer verdient. Das Netzwerkforum sollte auch nicht zu einer ‚Verkaufsmesse‘ von außerschulischen Projektträgern werden in Zeiten, die von immer knapperen Fördermitteln geprägt sind. Auch ist wohl eine ganze Reihe der vorgestellten Projekte, die alle unter dem Modewort der politischen Partizipation firmieren, wohl eher dem sozialen Engagement, weniger der politischen Bildung zuzurechnen. Insgesamt bot die Tagung dennoch viele Anregungen und eine breite Palette von Beispielen des sozialen und politischen Engagements. ■

Das Brautpaar auf dem Balkon des Tutzinger Schlosses



Biedermeierpaare im Schlosspark



Einzug des Festumzuges in das Tutzinger Schloss



Die Paare tanzten im Schlosspark ein Minuet

FOTOS: SCHWANEBECK

Die Tutzinger Fischerhochzeit

Alle fünf Jahre ist es wieder so weit. Die Evangelische Akademie Tutzing, die im traditionsreichen Tutzinger Schloss residiert, wird zum Schauplatz eines historischen Spektakels – der Fischerhochzeit.

Wo gestern noch hoch gelehrige Diskussionen geführt wurden und angestrengt über diffizile Sachverhalte gestritten wurde, da tummelten sich im historischen Gewand am Sonntag, den 3. Juli 2011, die Laiendarstellerinnen und -darsteller der Fischerhochzeit in Schloss und Park.

Nachfolgend die historischen Hintergründe und einige fotografischen Eindrücke:

Der Hoffischer Gröber vom „Gröberhof“ war der Überlieferung nach ein Dickkopf. Stets pochte er auf seine Rechte und legte

sich mit der Obrigkeit an. In dem damaligen Schlossherrn, dem Grafen Friedrich von Vieregg, fand er jedoch einen ebenso starrköpfigen wie rechthaberischen Gegner. Von Friedrich von Vieregg ist überliefert, dass er den Menschen im Ort das Leben schwer gemacht hatte, durch die Erhebung von hohen Abgaben und Steuern. Der Tutzinger Bevölkerung gefiel das überhaupt nicht. Der Unmut wuchs. Und der alte Gröber, der damals die Gemeinde führte, wurde immer aufmüpfiger und renitenter, bis Graf Vieregg schließlich dafür sorgte, dass man im Zuge der Napoleonischen Kriege seinen Sohn Michael als Soldat einzog und nach Russland schickte.

Nun wurde es still um den alten Gröber. Eigentlich hätte Sohn Michael längst den Hof übernehmen sollen, aber die Veronika Bierbichler, Tochter des Fischmeister Kastulus Bierbichler von Ambach, wollte von Michaels gemeinsamen Zukunftsplänen nichts wissen.

Von dem ehemals 33.000 Mann starken Heer kehrten aus Russland nicht einmal 4.000 Soldaten zurück. Michael Gröber befand sich nicht unter ihnen. Dafür aber kam die Nachricht, dass man ihn beim Rückzug erfroren aufgefunden hätte. Erst jetzt wurde Veronika Bierbichler bewusst, wie sehr sie den Michael Gröber doch geliebt hatte, und sie trauerte ernsthaft um den Toten.

Viele Jahre später kam ein zerlumpter und schmutziger Landstreicher in den Ort. Niemand kannte den Mann, der geradewegs auf den Gröberhof zusteuerte. Nur der Hofhund lief schwanzwedelnd dem Fremden entgegen und begrüßte ihn auf diese Weise herzlich. Jetzt erst erkannten die Menschen im Dorf und auch der alte Gröber, dass der Sohn Michael heimgekehrt war.

Die frohe Kunde verbreitete sich schnell. Als auch Veronika Bierbichler von der Ankunft des totgeglaubten Michael erfuhr, eilte sie zu ihm und gestand ihm ihre Liebe. Nun konnte die Hochzeit stattfinden, an der Leute von nah und fern und auch einige von Michaels Kriegskameraden teilnahmen. Selbst die Herrschaft des Tutzinger Schlosses nahm an dem Fest teil und Graf Friedrich von Vieregg versöhnte sich mit dem alten Gröber. Das Happy End.

Anmerkung: Im Jahre 1929 feierte Tutzing seine erste „historische Tutzinger Fischerhochzeit“. Mit Begeisterung wiederholte man sie 1935. Eine dritte Aufführung wurde erst wieder 1953 möglich, anlässlich der 1200-Jahrfeier Tutzings. 1975 belebte die Gemeinde zusammen mit der Tutzinger Gilde und traditionsbewussten Familien das Fest neu. Seitdem wurde die „Tutzinger Fischerhochzeit“ 1980, 1985, 1992, 1997, 2002, 2006 und jetzt 2011 abermals aufgeführt und gefeiert.

A.S.

In eigener Sache

Akademiedirektor Udo Hahn erhielt US-amerikanischen Medienpreis



Der Direktor der Evangelischen Akademie Tutzing, Pfarrer *Udo Hahn*, ist mit dem US-amerikanischen Medienpreis „Movieguide Award“ ausgezeichnet worden. Wie der Gründer und Verleger von „Movieguide“ und Vorsitzende der „Christian Film & Television Commission“, Dr. Ted Baehr (Camarillo bei Los Angeles) mitteilte, wird *Hahn* mit dieser nicht dotierten Auszeichnung für sein langjähriges Engagement gewürdigt, der biblischen Botschaft in den Medien Gehör zu verschaffen - insbesondere im Blick auf seine Tätigkeit als Leiter des Referates „Medien und Publizistik“ der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) sowie als Vorsitzender des Programmbeirates des christlichen Digitalsenders Bibel TV. Mit seinem Wechsel zum 1. Juni nach Tutzing war der Theologe und Publizist aus den genannten Funktionen ausgeschieden. „Ich habe mich über diesen Preis sehr

gefremdet und danke Dr. Baehr sehr herzlich für diese Auszeichnung“, sagte *Hahn*. Er sehe mit ihr auch die Arbeit der EKD-Medienfirmen wie des Gemeinschaftswerkes der Evangelischen Publizistik mit epd, chrismon, epd, evangelisch.de und der Rundfunk- und Fernseharbeit, der EIKON und der Matthias-Film sowie von Bibel TV und Radio Paradiso anerkannt, an denen die EKD über ihre EKD Media GmbH beteiligt ist. „Die Medienarbeit der evangelischen Kirche sorgt dafür, dass ein Millionenpublikum mit biblischen Werten und christlichen Themen in Berührung kommt.“

Mit dem „Movieguide Award“ zeichnet Dr. Ted Baehr üblicherweise besonders familienfreundliche Filme aus sowie solche, die sich um die Thematisierung des christlichen Glaubens verdient gemacht haben. Seit mehr als zwanzig Jahren bewertet „Movieguide“ Kinofilme aus christlicher Perspektive.

Besuch aus Südafrika



Im Rahmen seiner Einladung durch die Staatsregierung stattete der Minister für außenpolitische Angelegenheiten und Kultur, Dr. *Ivan Meyer*, vom Westkap, Südafrika, der Evangelischen Akademie Tutzing einen Besuch ab.

„Tutzing going to Africa“: Die Evangelische Akademie ist mit ihrer Arbeit zu einem „Exportartikel“ auch für andere Gesellschaften geworden. Gemeinsam mit Akademiedirektor *Udo Hahn* und seinem Vorgänger, Dr. *Friedemann Greiner*, diskutierte der Minister eine weitere Intensivierung der Projektarbeit in seinem Land.

Ulrike Haerendel wurde zur stellv. Akademiedirektorin ernannt

In seiner Sitzung vom 11. Juli 2011 hat der Landeskirchenrat der Evang.-Luth. Kirche in Bayern beschlossen, dass Frau Dr. *Ulrike Haerendel* (47) zur Stellv. Direktorin der Evangelischen Akademie Tutzing ernannt wird. Der Landeskirchenrat folgte in seinem Beschluss dem Vorschlag von Akademiedirektor *Udo Hahn*. Die promovierte Historikerin ist seit März 2009 als Studienleiterin für das Fachgebiet 'Soziales, Familie, Geschlechterfragen, Generationen' an der Akademie tätig. Wir wünschen der Kollegin für die neue zusätzliche Aufgabe eine glückliche Hand.



Wechsel im Direktionsbüro



Elke Tuchenhagen

Am 15. Juli 2011 endete offiziell der Dienst von *Elke Tuchenhagen* an der Akademie. Etwas später, am 7. Juli 2011, hatte sie die Kolleginnen und Kollegen zu einem kleinen Abschiedsumtrunk und -essen eingeladen. Verwaltungsleiter *Martin Kurz* erinnerte in seiner kurzen Ansprache noch einmal an

Studienleiterin Petra Schnabel-Lechner verließ die Akademie

Petra *Schnabel-Lechner* leitete seit dem 1. Juni 2008 das *Junge Forum* an der Akademie. Im Oktober 2010 wurde sie für einen einjährigen Studienaufenthalt im afrikanischen Mali von ihren Aufgaben an der Akademie freigestellt. In Bamako, der Hauptstadt Malis, koordinierte die Kollegin für die Inwent gGmbH die regionalen Programme für Mali, Ghana, Benin und Burkina Faso. Außerdem betreute sie die Alumni-Arbeit des weltweit tätigen Unternehmens.

Da ihr Ehemann ebenfalls in Mali tätig ist und ihr die Arbeit in dem afrikanischen Staat so gut gefällt, hat sich *Petra Schnabel-Lechner* im August 2011 aus den Diensten der Akademie verabschiedet.

die beruflichen Stationen, die Frau *Tuchenhagen* an der Akademie durchlaufen hatte: Dienstbeginn war der 15. Oktober 1990. Die neue Kollegin arbeitete zunächst halbtags in der Kassenverwaltung. Zehn Jahre später übernahm sie dann zusätzlich eine halbe Stelle im Öffentlichkeitsreferat. Ab dem 1. Februar 2005 wechselte sie schließlich als Direktionsassistentin in das Vorzimmer des Akademiedirektors, um dort dessen Dienstgeschäfte zu betreuen.

Jetzt hat sie Zeit - viel Zeit. Und die kann sie ihrem Hobby widmen, dem Reisen. Insbesondere Indien, dessen Kultur und Menschen sie sehr schätzt, hat es ihr angetan. Also dann auf Hindi: *Bōna yātrā* - Gute Reise.

Die Leidenschaft, ferne Länder zu bereisen, teilt *Isabelle Holzmann* mit Frau *Tuchenhagen*, der sie nun am 1. Juni 2011 als Direktionsassistentin in das Chefbüro nachfolgte. Zuvor arbeitete Frau *Holzmann* bereits für ein Jahr als Empfangschefin in der Akademie. Und bevor sie ihren Fuß auf das Akademiegelände setzte, verdiente sie sich ihren Lebensunterhalt in Erding bei der Flughafen München GmbH. *Isabelle Holzmann* liebt Theaterbesuche, insbesondere klassische Musiktheater-



Isabelle Holzmann

produktionen. Dem Wassersport ist sie zugezogen mit Schwimmen, Schnorcheln und Segeln. Ein besonderes Faible hat die Kollegin jedoch für die Schwarz-Weiss-Fotografie. Eigene künstlerische Fotos gestaltet sie selbst in einem kleinen analogen Labor.



Petra Schnabel-Lechner



Judith Stumtptner

Die Theater- und Medienwissenschaftlerin *Judith Stumtptner* (30) wurde vom Landeskirchenrat der Evang.-Luth. Kirche in Bayern als neue Studienleiterin für das Referat „Kunst, Kultur, Bildungspolitik und Pädagogik“ an der Evangelischen Akademie Tutzing berufen. Sie ist Nachfolgerin von Dr. *Roswitha Terlinden*, die im Herbst des vergangenen Jahres in den Ruhestand trat. Frau *Stumtptner* wird ihren Dienst zum 1. November 2011 in der Akademie aufnehmen.



Freundeskreis
Evangelische Akademie Tutzing

Freundeskreis

Nachrichten aus dem Freundeskreis

Zwei absolute Veranstaltungshöhepunkte, die zahlreiche Freundeskreis-Mitglieder und Interessenten begeisterten: Das spannende Thema der Sommertagung „Familienbande. Familienfehden und Familienglück in der Literatur“ und der Bayerntag unter dem Motto „In und out of Rosenheim“.

Die Jahrestagung 2011 des Freundeskreises

Seit langem pflegt der Freundeskreis die Tradition, die jährliche Mitgliederversammlung mit ihren notwendigen Tagesordnungspunkten mit einem kulturellen Programm zu umrahmen, das den Mitgliedern die Reise nach Tutzing attraktiver macht. Ausschließlich auf den bewährten Zauber des Tagungsortes – der diesmal bei strahlendem Sommerwetter besonders magisch war – will er sich denn doch nicht verlassen.

So wurde auch die diesjährige Tagung vom 2.- 4. September 2011 in ein Begleitprogramm eingebettet, das diesmal ausschließlich literarischen Charakter hatte und unter dem Thema „Familienbande“ einschlägige Erfahrungen verschiedener Autoren und ihre Nutzung und Bewältigung in literarischen Texten betrachtete. Dazu wurden vier Referenten eingeladen, die jeweils einen Autor unter diesen Aspekten vorstellten. Wie weitreichend, tiefgreifend und vielfältig solche Erfahrungen sein können, ahnten die Tagungsteilnehmerinnen und -teilnehmer aus eigenen Anschauungen und Leseerfahrungen; dies wurde ihnen aber am Beispiel der vier Autoren aus unterschiedlichen Zeiten und Räumen nochmals nachhaltig verdeutlicht.

Die Vorträge der Referenten (in der Reihenfolge ihrer Vorträge) Dr. Brigitte König, Prof. Dr. Irmela von der Lühe, Prof. Dr. Monika Ritzer, Dr. Manfred Mittermayer machten deutlich, wie stark unterschiedliche Familienkonstellationen und -konflikte auf Autoren und ihre Werke einwirken können. Der peruianische Nobelpreisträger 2010 *Mario Vargas Llosa* genoss als Kind einerseits die Einbettung in eine eng zusammenhaltende Großfamilie und litt andererseits unter einer schweren Entfremdung von dem Vater, der Frau und Kind verlassen hatte, als das letztere noch nicht geboren war, und zehn Jahre später wieder auftauchte und seinen Platz als Vater

reklamierte. Die verschiedenen Versuche, daraus entstandene traumatische Erfahrungen zu überwinden und der physischen und psychischen Gewalt des Vaters zu entkommen, gipfelten schließlich darin, dass er als Neunzehnjähriger eine zwölf Jahre ältere Tante heiratete und später, nach dem Scheitern dieser Ehe, eine Kusine ehelichte. *Thomas Mann* war für seine sechs Kinder der Großromancier, als der er von der Öffentlichkeit wahrgenommen wurde, und geliebte Vorleser im Familienkreise, aber auch ein Vater, der seine Liebe unter den Kindern ungerecht verteilte und seine Vorlieben und Ablehnungen ihnen gegenüber offen zum Ausdruck brachte. Besonders seine Söhne Klaus, Golo und Michael fühlten sich von der Last der dominierenden Vaterfigur und der hohen Erwartungshaltung beider Eltern ihr Leben lang bedrückt. Andererseits sahen sie ihre Familie, die im Dritten Reich emigrieren musste, auch als eine verschworene Gemeinschaft der Welt gegenüber und wirkten an mancherlei legendenbildender Selbstinszenierung mit. Auch *Franz Kafka* litt unter seinem Vater, der keinerlei Verständnis für ihn aufbrachte und ihm das Gefühl von Unzulänglichkeit und Unterlegenheit einflößte. Der Vater verängstigte den introvertierten Sohn durch lärmendes Auftreten, Jähzorn, Beschimpfungen, Entwürdigungen, Drohungen und Vorwürfe. Eine angestrebte Eheschließung seines Sohnes lehnte er ab, ja verhöhnte er sogar. Zwischen Jura-Studium und Berufstätigkeit in einer Versicherungsgesellschaft einerseits und schriftstellerischem Tun – meistens nachts – suchte *Franz Kafka* nach seiner eigenen – vom Vater emanzipierten Persönlichkeit. Dagegen hat *Thomas Bernhard*, unehelich geboren, seinen Vater nie kennengelernt, da dieser das Weite gesucht hatte, als die Geburt seines Kindes bevorstand. Seine Mutter, in Armut und Hilflosigkeit zurückgelassen, übertrug ihren Hass auf ihren Sohn und überzog ihn bei jeder Gelegenheit mit wüsten Beschimpfungen wie „du bist mein ganzes Unglück“, „du bist mein Tod“, „du bist ein Nichts“, die für den Jungen schwerer zu ertragen waren als die körperlichen Züchtigungen. Ein Vatersatz war der Großvater J. Freumbichler, eigentlich ein Chaot und Revolutionär und dazu auch ein erfolgloser Schriftsteller und Lyriker, der seinen Enkel aber, wie Bernhard sagt, zu Seh- und Denkfähigkeit erzog.

Alle vier Referenten zeichneten diese hier in Stichworten skizzierten Konstellationen aus-



Silvana Buchbauer las aus den Werken von Mario Vargas Llosa, Thomas Mann, Franz Kafka und Thomas Bernhard

fürlich nach und stellten analysierend Texte der Autoren vor, in denen ihnen weltliterarische Denkmäler gesetzt worden sind. Das Auditorium fühlte sich zu eigenen Lektüren in Sachen „Familienbande“ angeregt. Dazu trug zweifelsohne *Silvana Buchbauer* bei, die „Tutzingern“ wohlbekannte Schauspielerin, die in wohlbekanntester Eindringlichkeit aus den jeweilig angesprochenen Werken las.

Silvana Buchbauer war es auch, die anlässlich zweier Programmpunkte „Am Abend vorgelesen“ Familiengeschichten und -texte anderer Autoren unterschiedlicher Epochen vorstellte, die dem begeisterten Publikum dann Nachdenkenswertes, Anrührendes, aber auch Komisches und Heiteres aus dem Komplex „Familienbande“ bescherte.

Belehrt, bereichert, erheitert und angeregt verließen die Tagungsteilnehmer die Evangelische Akademie Tutzing und den Starnberger See und kehrten erwartungsfroh zu ihren eigenen Familien zurück ...
Regine Falck, Brigitte König

In und out of Rosenheim

Ein banger Blick gen Himmel: Wird das Wetter besser? Nach wochenlangem Regen erwartete man nichts Gutes. Aber der Bayerntag 2011 fiel nicht ins Wasser, das schönste Sommerwetter begleitete die Teilnehmer zwei Tage lang.

In Anspielung auf den Kultfilm „Out of Rosenheim“ rückte er unter dem Motto „In und out of Rosenheim“ die Kunst und Kultur der Region zwischen Rosenheim und Chiemsee in



Mit Nachdenklichkeit und großem Mitempfinden folgten die Freundeskreis-Mitglieder der Lesung zum Thema „Familienbande“.

den Vordergrund und begann mit einem Empfang im Rosenheimer Rathaus. Der stellvertretende Bürgermeister *Anton Heindl* vermittelte in seinem Vortrag schon einen kleinen Überblick zur Historie und Entwicklung der Stadt und überreichte zur Erinnerung dem Sprecher des Freundeskreises, Herrn Dr. *Bernd Matthes*, einige Exemplare der Rosenheimer Stadtgeschichte.

Nach einer gut halbstündigen Busfahrt durch die anmutige Landschaft des Chiemgaus wurde Prien erreicht, von wo mit einem Sonderschiff nach Herrenchiemsee übergesetzt wurde. Sportlich zu Fuß oder bequem per Pferdekutsche erreichten die Teilnehmer das Neue Schloss Herrenchiemsee, um hier nicht nur die Prunkräume zu bestaunen, sondern auch um die Landesausstellung des Hauses der Bayerischen Geschichte „Götterdämmerung. König Ludwig II.“ anlässlich des 125. Todestages des Königs zu besuchen. Unterstützt von zahlreichen Originalobjekten, Gemälden, Briefen, Fotos, Text- und Tondokumenten zeigte sie eindrucksvoll das Leben und Wirken des Königs – eines „Unzeitgemäßen“ –, der unerwartet und erst 18jährig die Nachfolge seines Vaters antreten musste und in eine Zeit des politischen Umbruchs hineinwuchs.

Nach einem anstrengenden Ausstellungsrundgang war es wohlthuend wieder auf dem

Schiff zu sitzen und zur Fraueninsel überzusetzen, wo Schwester Magdalena sehr engagiert und lebhaft durch die Benediktinerinnenabtei Frauenwörth führte und über die bei Malern so beliebte Insel berichtete. Zum Ausklang dieses Tages kehrten die 125 Bayerntage Teilnehmer im wunderschönen Inselgasthof „Zur Linde“ zum ersehnten Abendessen ein, genossen das gute Essen, das kühle Bier, den lauen Sommerabend unter alten Linden und die volkstümlichen Klänge der Emacker Stubnusi.

Zurück in Rosenheim begrüßten am Sonntag Vormittag Dekanin *Hanna Wirth* und Pfarrer Dr. *Liess* die Gruppe im evangelischen Gemeindezentrum der Erlöserkirche, die heuer ihr 125jähriges Bestehen feiert. Bevor Dr. *Liess* in seinem Vortrag „Evangelisch in Südostbayern – von der Reformation bis zur Ökumene“ interessante Details zur Geschichte und Entwicklung der Protestanten in dieser Region vorstellte, ergriff Herr Prof. Dr. *König* die Gelegenheit, dem Leitungsteam des Rosenheimer Freundeskreises, den Ehepaaren *Lothar* und *Elisabeth Schultz-Pernice*, *Helmut* und *Uschi Heimbucher* sowie *Wolf* und *Hannelore Förderreuther* ganz herzlich für die wunderbare Vorbereitung und Durchführung des Bayerntages zu danken. Ein gemeinsamer Gottesdienst mit Dekanin *Hanna Wirth* schloss sich an. Nach einem Mittagessen in Rosen-

heims ältestem Gasthof wurde der Bayerntag mit einem geführten Rundgang durch die hübsche Altstadt beendet. Und: Kaum hatten sich alle von Rosenheim verabschiedet, fing es wieder an zu regnen.

Eveline Kuthe

Neuer Konvent im Amt

Die neuen oder wiedergewählten Mitglieder des Konvents für die laufende Amtszeit sind:

Professor Dr. Hans-Joachim König (Vorsitzender), Pfarrer Udo Hahn (qua Amt als stellv. Vorsitzender), Dr. Bernd Matthes (Schatzmeister), Hildegard Gollner (Schriftführerin), Bernhard Bach, Ulrich Exler (nach Rücktritt von Heidrun Gondrom), Beate Franz, Dr. Ulrike Haerendel (Vertreterin der Studienleiterschaft EAT), Dr. Ehrenfried Lachmann, Professor Renate Lanius, Gerd F. Thomae und Dr. Thomas Vogtherr. Der Konvent berief außerdem Alexander König MdL und Peter Ruetz (AEEB-Beauftragter).